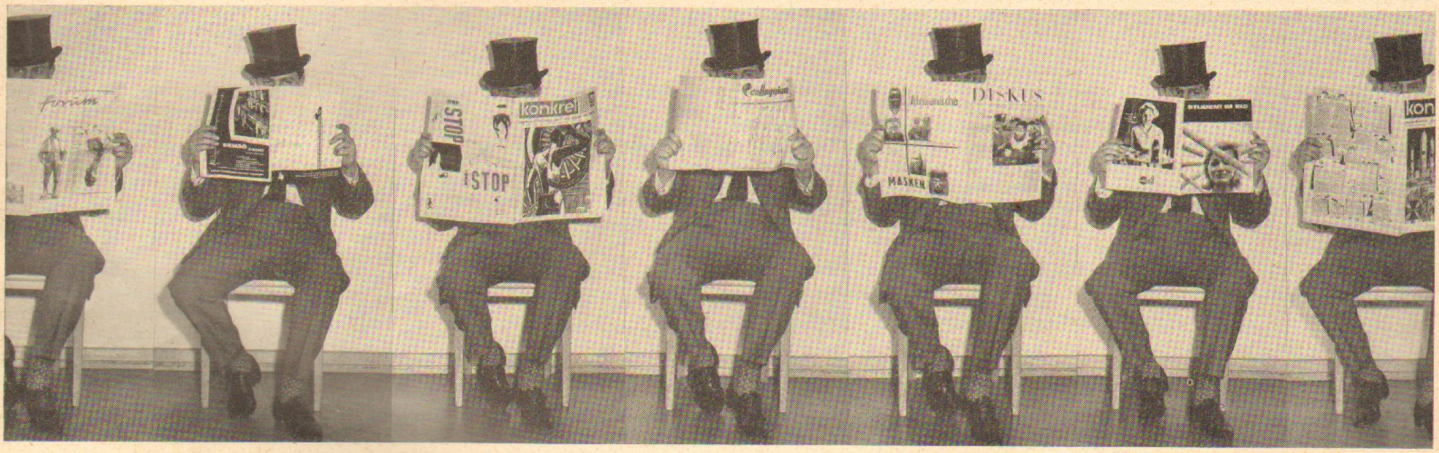
DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

10. Jahrgang – Heft 4 – Mai 1960 **Sondernummer** Preis 20 Pf – Verlagsort Frankfurt a. M. / D 2442 E



Die Rolle der Studentenpresse heute

Der DISKUS im zehnten Jahr

Fragt man heute nach der Funktion der Studentenpresse in der Öffentlichkeit, wird man selbst von den Experten, die es eigentlich wissen müßten, nur eine zögernde und wahrscheinlich außerdem sehr umständliche Antwort erhalten. Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind nämlich die Studentenzeitungen lediglich innerhalb der jeweiligen Hochschule bekannt, an der sie erscheinen. Die Ausnahmen sind dann meist das Kriterium für den Maßstab, mit dem man die Studentenpresse im allgemeinen mißt. Erst vor wenigen Wochen hat ein CDU-Bundestagsabgeordneter, der sich die besondere Aufgabe gesetzt hat, „die Freiheit zu retten", schlicht behauptet, ein wesentlicher Teil der Studentenzeitungen sei prokommunistisch.

Diskriminierung einer Minderheit

Nichts ist so falsch wie dieses Vorurteil. Da aber Vorurteile fester Bestand unserer bundesdeutschen politischen Auseinandersetzung sind, kann man sich kaum etwas Gefährlicheres vorstellen, als die pauschale Diskriminierung einer kleinen Minderheit, die nicht in die politischen Wunschvorstellungen wohlmeinender Autokraten paßt. Seit eh und je ist der wohlinstallierte selbstgefällige Erfolgsbürger davon überzeugt, daß er allein kompetent und befugt sei, etwas Vernünftiges und Beachtenswertes zur Politik und den anderen Fragen des öffentlichen Interesses zu sagen. Alle übrigen, besonders die Oppositionellen aus Temperament oder aus Gesinnung, werden von vornherein verdächtigt, die wohlgegründete Ordnung zu unterminieren oder zumindest die Zirkel zu schaffen, die zu Keimzellen eines Umsturzes werden könnten.

Wer heute nicht lammfromm und unkritisch die Parolen nachspricht, die täglich mit großartigem Pathos in die Welt gesetzt werden, wird der Hinterhältigkeit bezichtigt, und, so fragt sich der überzeugte Routinepolitiker, wer kann schon Interesse an dieser Hinterhältigkeit haben, wenn nicht die Kommunisten. Die Studentenpresse heute ist schon wieder, so weit sie frei ist, der Prügelknabe für all das, was an der Studentenschaft nicht paßt. So schnell haben sich die Zeiten seit den ersten Nachkriegsjahren geändert. Die gesellschaftliche Ordnung ist wieder wohl eingerichtet, die Prinzipien gelten wieder, die schon einmal Schiffbruch erlitten haben, die Universität hat wieder ihren angestammten Platz in der Gesellschaft, [illegible] Institutionen, die den Staat auch als ein kulturelles Gebilde erscheinen lassen. Die Studenten dürfen es, wie in guten alten Zeiten, wieder als eine Ehre empfinden, zu denen zu gehören, denen das Privileg des Erwerbs höherer Bildung großmütig geschenkt ist. Erwartet wird von ihnen die Dankbarkeit von Stipendiaten absolutistischer Landesväter, „ihr Können und Wissen zum Ruhm einer freigebigen Gesellschaft einzusetzen", das Erbe der Väter fortzuführen und keinesfalls dem etwas hinzuzufügen, was nicht von ergrauten, ehrwürdigen Häuptern gebilligt und für recht befunden worden wäre.

Vorbei ist die Zeit, die noch darauf hoffte, daß aus den Reihen der jungen Akademiker eine kritischere, selbstsichere Generation hervorgehen werde, die mit neuen, der billigen Romantik enthobenen Vorstellungen, wirklichkeitsfremde und darum falsche Begriffe korrigieren könne.

Keine Garantie für die Zukunft

Als der DISKUS mit Hilfe der akademischen Jugend verpflichteter Professoren und durch die Unterstützung auf kulturelle Unabhängigkeit bedachter verantwortlicher Stellen ins Leben gerufen wurde, bekam er eine Aufgabe gestellt, die der Initiative schöpferischer junger Menschen einen weiten Spielraum ließ. Vergegenwärtigt man sich noch einmal die vergangenen zehn Jahre redaktionellen Bemühens junger Studenten, darf man mit Genugtuung feststellen, daß hier in Frankfurt etwas geschehen ist, für das es an anderen deutschen Hochschulen kaum ein entsprechendes Beispiel gibt. Der DISKUS ist im Grunde das geblieben, was er sich am Beginn zum Ziel gesetzt hatte, eine unabhängige, allen ernst zu nehmenden Strömungen innerhalb der Studentenschaft aufgeschlossene Zeitung.

Was früher selbstverständlich erschien, ist heute eine Ausnahme von der Regel und insofern gefährdet, als es keine Garantie dafür gibt, ob am Ende des zweiten Dezenniums die gleiche Feststellung noch einmal getroffen werden kann. Der Vorwurf richtet sich jedoch nicht gegen die Personen und Gruppen, [illegible] den alten autoritären Geist unterschiebt, sondern gegen all diejenigen Studenten, die heute in weit größerem Maße dazu bereit sind, auf selbstverantwortliche Freiheit zu verzichten, als jemals befürchtet werden mußte. In einer Zeit, in der in den meisten Berufen die Stellen schon vorgemerkt sind, die der hoffnungsvolle Kandidat einer Zwischenprüfung in kürzester Frist einnehmen soll, hat die Universität ihren Sinn als persönlichkeitsprägendes Zwischenstadium eines Lebens weitgehend eingebüßt.

Sie erscheint mehr und mehr als ein notwendiges Übel, als eine Ausbildungsanstalt, die zu durchlaufen nützlich, wenn auch unter Umständen zeitraubend ist. Das Interesse der Studenten richtet sich heute weit mehr als je zuvor auf den finanziellen Ertrag einer Expertenausbildung, als auf das Begreifen von Gedanken und Vorstellungen, die man gewöhnlich unter dem Begriff Bildung subsumiert.

Die Studentenzeitung DISKUS hat seit ihrem Bestehen den Auftrag, zur Förderung und Hebung des gesellschaftlichen und politischen Interesses der Studenten beizutragen. Sie hat in den vergangenen Jahren diese Aufgabe, so darf man heute rückblickend sagen, mit einem Erfolg gemeistert, wie er von Anfang an keineswegs hatte erwartet werden können. Die vergangenen Jahre waren jedoch nicht frei von Spannungen, die einfach aus der Tatsache resultieren, daß eine Studentenzeitung innerhalb des akademischen Lebens an einer Hochschule nicht das Übliche sondern das Außergewöhnliche ist. Wenn der DISKUS durch diese Spannungen nicht nur keinen Schaden genommen hat, sondern an seinen Aufgaben gewachsen ist, so gebührt das Verdienst dafür an hervorragender Stelle jenen Universitätslehrern, die das Recht der Studierenden zur Selbstbestimmung ihrer Funktionen im akademischen Zusammenleben verständnisvoll anerkannt haben.

So frei wie die Studenten

Die Studentenzeitungen sind heute und in Zukunft so frei wie die Studenten frei sein wollen. Die Studentenpresse in der Bundesrepublik darf heute als die relativ freieste unter vergleichbaren europäischen Staaten gelten, allerdings nur insofern, als es keine direkte staatliche Einflußnahme gibt. Wenn sie nicht so frei erscheint wie sie sein könnte, so liegt dies in hohem Maße an dem fehlenden Bedürfnis der Studenten zum kalkulierten politischen Risiko. Jedoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß trotz aller Entaktualisierung des Denkens unter den Studenten ein Bedürfnis für die politische Darstellung und das politische Begreifen unserer Existenz erhalten bleibt.

Clemens Hosskirch

Jubiläomanie?

Seit nunmehr 10 Jahren erscheint an der Johann Wolfgang Goethe-Universität eine Studentenzeitung, obwohl der Titel DISKUS nicht ganz so alt ist, wie die Zeitung selbst. Schließlich war es auch eine redaktionelle Aufgabe der Studenten, die vor 10 Jahren die Zeitung gründeten, einen Titel zu finden. Sie haben ihn gefunden, und er ist zu einem unverwechselbarem Begriff bei den Studenten im freien Teil unseres Vaterlandes geworden.

Die Herausgeber leiden also keineswegs an Jubiläomanie, wenn sie jetzt die zehnte Wiederkehr der Gründung der Frankfurter Studentenzeitung feiern; denn der Beginn des Sommersemesters ist für den DISKUS zugleich der Beginn des zehnten Jahres seiner Geschichte. Herausgeber und Redakteure nehmen diese Gelegenheit zum Anlaß, all denen zu danken, die dem DISKUS im Laufe seines Bestehens materielle und ideelle Unterstützung zuteil werden ließen.

Wir danken der Hessischen Landesregierung, der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität, den Rektoren der letzten zehn Jahre und unseren Inserenten. Vor allem danken wir unseren Lesern.

Ihnen allen zur Ehre erscheint diese Ausgabe mit erhöhter Seitenzahl. Sie enthält exklusive Beiträge von Hans Arp, Lucien Clergue, Robert Haerdter, Richard Huelsenbeck, Herbert Heckmann, Clemens Hosskirch und vielen anderen.

Improvisation tabu?

Ausbildung verdrängt Bildung / Ein Beitrag zum Thema „Studieren heute"

Als nach 1945 in den halbzerstörten Hörsälen die ersten Vorlesungen stattfanden, machte sich niemand Gedanken über eine eventuelle Umwandlung der Universität. Man war froh, wieder lesen zu dürfen, und die Hochschulreform, seit den zwanziger Jahren immer neu geplant und hinausgezögert, kam um eine weitere Chance ihrer Verwirklichung.

Inzwischen hat sich das Gespräch über die Hochschulen auch auf die Überlegung ausgeweitet, ob die Universität in ihrer überlieferten Form den Erfordernissen der Gegenwart noch standhalte. Namen wie „Alma Mater" und „Universitas" haben längst den alten Klang eingebüßt, das Studium stellt die finanziellen Anforderungen gleichberechtigt neben die geistigen, und für den Studierenden bedeutet es selten mehr als eine spezialisierte Fachausbildung. „Die ewigen Studenten sind ebenso seltene Exemplare geworden wie die jungen Bummelanten", resümierte dieser Tage eine bekannte Wochenzeitung. „Verschenkte, verbummelte, verlorene Semester sind mißlich geworden in einer Zeit, in der Bildung und Wissen nach Steuergruppen und Gehaltstarifen gewertet werden und in der für viele Studenten nicht mehr der Vater, sondern der Staat den Monatswechsel ausstellt."

Während des vergangenen Jahrhunderts stand das Bildungsbürgertum im Mittelpunkt der Gesellschaft. Die Universität war der Ort, wo die Söhne des gebildeten Bürgertums akademischen Rang erwerben konnten. Von ihr gingen alle bedeutsamen geistigen Impulse aus, sie bildete den Boden, auf dem Wissenschaft und Kunst wachsen konnten. An die Stelle dieses privaten ist heute das öffentliche Mäzenatentum getreten, Bildung ist eine öffentliche Angelegenheit geworden, die individuelle Initiative des Privatmannes verschwindet mehr und mehr unter dem Gewicht der öffentlichen Einrichtungen: Ein Professor lehrt im Auftrag des Staates, er rangiert unter den hohen Beamten.

Das Bildungsmonopol der Akademiker in der Gesellschaft ist verschwunden, akademische Bildung nicht mehr unerläßliche Bedingung, um soziales Prestige und überdurchschnittliches Einkommen zu erlangen. Der Akademiker muß sich den Tendenzen der Gesellschaft anpassen, will er einen „gehobenen" Platz in der Sozialhierarchie erringen.

Der Anteil der Studenten aus Akademikerfamilien ist heute ebenso groß wie der Prozentsatz der Studierenden aus Beamtenfamilien. Zusammen stellen diese beiden Gruppen etwa zwei Drittel der Studentenschaft. Rund 20 Prozent aller Väter sind Angestellte und nur 5 Prozent Arbeiter. Aber immer mehr Arbeitersöhne studieren, seit 1951 ist ihre Zahl von 5000 auf 7300 gestiegen. Zwar kann man keineswegs davon sprechen, daß die Zusammensetzung der Studentenschaft ein repräsentatives Bild vom sozialen Aufbau der Bevölkerung abgäbe, aber im Gefolge des Abbaus aller gesellschaftlichen Schranken wird hier eine weitgehende Angleichung stattfinden. Die Tendenz geht dahin, niemanden aus anderen Gründen als mangelnder Befähigung vom Studium auszuschließen. Das bedeutet aber: verstärkte Unterstützung der Studenten, Vermehrung der Dozenten, Erweiterung des Fassungsvermögens der Universität.

Die persönlichen Verhältnisse

Nur bei etwa der Hälfte der Studierenden könne von normalen wirtschaftlichen Verhältnissen gesprochen werden, stellte das Deutsche Studentenwerk im Herbst 1959 fest, d. h., daß die Familie vom Einkommen des berufstätigen Vaters leben kann. Etwa 40 000 Studenten (24%) sind Halbwaisen, ihre Zahl hat sich während der letzten 7 Jahre vervierfacht. 19% sind auf Renten und Pensionen ihrer Eltern angewiesen. Über 28 000 SBZ-Flüchtlinge und fast 21 000 Heimatvertriebene leben zum Teil von ihren Angehörigen getrennt, die ihnen keine oder nur sehr geringe Zuschüsse zum Studium geben können.

Diese Zahlen lassen vermuten, daß es vor allem finanzielle Überlegungen sind, die bei der Mehrzahl der Studenten den Studienverlauf bestimmen. Die Klagen über mangelndes Interesse an Auslandsstipendien zum Beispiel sind zwar berechtigt, aber es muß einmal ausgesprochen werden, daß nicht nur das Argument, Auslandssemester seien verlorene Semester, hier den Ausschlag gibt. Ist dies wirklich verwunderlich, wenn trotz Förderungsprogrammen und Vergünstigungen noch immer 75 000 Studenten in den Semesterferien nicht auf Werkarbeit verzichten können?

Aus den Statistiken geht hervor, daß heute etwa 50 000 Studierende (ca. 36%) ihre Ausbildung ausschließlich aus den Zuwendungen ihrer Eltern finanzieren, weitere 30% erhalten Zuschüsse, zum Teil nur in Form von freier Wohnung und Kost. Im SS 1959 betrug der Monatswechsel bei 27,7% über DM 150, gegenüber 14% im SS 1956. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl derer, die ihr Studium aus öffentlichen Mitteln finanzieren, von 18 000 auf über 40 000. Davon entfallen 51,8% auf das im SS 1957 erstmals bewilligte Honnefer Modell. Diese Zahlen veranschaulichen, daß sich die wirtschaftliche Lage der Studenten in den letzten Jahren zwar erheblich gebessert hat, aber doch nicht als gesichert bezeichnet werden kann. Weniger als ein Drittel aller Studenten kann mit einem ohne staatliche Hilfe gesicherten und ausreichenden Einkommen rechnen.

In seinem 1949 erschienenen Buch „Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft" schreibt Theodor Geiger:

„Was immer man kulturkritisch gegen das Spezialistentum einwenden mag, kann weder seinen faktischen Sieg zur Niederlage wenden, noch seinen Fortgang aufhalten. Als gebildet erscheint heute, wer seinen Platz in der Gesellschaft aufs beste ausfüllt und von ihm aus eine klare Orientierung im Leben gewinnt. Daraus folgt von selbst, daß man soziologisch-politischem Wissen höheren Bildungswert beimißt, nachdem humanistische Belesenheit und naturwissenschaftliche Kenntnis ihre Zeit als Bildungswissen par préférence gehabt haben."

Wissen ohne Bildung

Kann die Universität Bildungswissen solcher Art in ausreichender Menge bieten? Ist es überhaupt möglich, neben Examensvorbereitungen und Seminararbeiten Überblick über die Vielfalt politischer Geschehnisse zu bekommen? Die Unwissenheit der Studenten gerade in Gegenwartsgeschichte und Politik, die immer wieder entrüstete Zeitungsartikel provoziert, scheint zu zeigen, daß Studium und Bildung im Sinne Geigers sich nicht oder nur sehr unvollkommen vertragen.

Die Erwartungen, die von seiten der Studenten ins Studium gesetzt werden, sehen demgemäß ganz anders aus. Von Idealismus und Bildungswunsch ist wenig zu finden, eine um so größere Rolle spielen die beruflichen Aussichten, die durch das Studium eröffnet werden. Das Ziel — schon in den ersten Semestern — ist eine gesicherte Existenz und allenfalls eine, wenn auch lückenhafte, Allgemeinbildung, die man sich durch einige philosophische oder politisch-soziologische Vorlesungen anzueignen hofft.

Das Studium erscheint also in erster Linie als Investition: man steckt DM 20—25 000 hinein und zieht den Ertrag daraus in Form von akademischen Titeln, höherem Einkommen und gesellschaftlichem Ansehen. Solchen Materialismus zuzugeben, ist allerdings verpönt, dem Ganzen hängt man lieber ein Mäntelchen aus „Interesse und Lust am Studium" um.

Dahinter zeigt sich deutlich die Unsicherheit vieler Studenten über den Sinn und die Rolle der Universität in der Gesellschaft neben ihrer auffälligsten Aufgabe, qualifizierte Fachkräfte für eine Reihe ausgewählter Berufe auszubilden. Wäre dies die einzige Aufgabe, die der Universität heute verblieben ist, so könnte sie durch eine Anzahl zusammengeschlossener Fachschulen mit Speziallehrplänen ersetzt werden, die dann mit größerem Erfolg leisteten, was die Universität heute kaum noch zu bewältigen vermag.

Wenn das Wort Theodor Geigers die Zustände trifft, enthält es zugleich einen Vorwurf gegen die Universität, den man nicht durch eine Hochschulreform allein entkräften kann: den Vorwurf nämlich, das Bildungsideal der Universität sei überaltert, sie vermittle zwar Wissen, aber keine Bildung im zeitgemäßen Sinne.

Studiengang ohne Experimente

Was die Universität generell von der Schule unterscheidet, ist die Freiheit, die sie dem Studierenden bei der Gestaltung seines Studiums läßt. Diese Freiheit bleibt heute weitgehend ungenutzt. Man wüßte zwar durchaus etwas damit anzufangen — Angriffe gegen die „Trägheit" treffen ins Leere —, aber die persönlichen Verhältnisse lassen einen Wechsel des Studienplatzes oder eine Verlängerung der Zeit über die unbedingt erforderliche Semesterzahl oft nicht zu. So „büffelt" man acht Semester lang an derselben Universität für eines jener Examen, die Jahr für Jahr eine höhere Quote an Durchgefallenen aufweisen. Die Professoren sind überbeansprucht, der Student hat wenig Aussicht, außerhalb der routinemäßigen Sprechstunden mit seinen Lehrern in Kontakt zu kommen. Das Repetitorium und die wenigen privaten Arbeitsgruppen, die sich vor dem Examen konstituieren, können die Zusammenarbeit zwischen Professor und Student nicht ersetzen. So ist es nicht verwunderlich, daß das Studium meist als eine Art verlängerter Schulzeit aufgefaßt wird, die es möglichst rasch und mit guten Noten hinter sich zu bringen gilt.

Von einer „alten Burschenherrlichkeit", der einst Viktor von Scheffel nachtrauerte, ist längst keine Rede mehr. Auch die studentischen Verbindungen nehmen mehr und mehr den Charakter von Vereinen an, sie gesellen sich zu den zahlreichen Gruppen und Interessengemeinschaften, die mit bunten Plakaten auf allen Fluren um Mitglieder werben. Über 60% aller westdeutschen Studenten haben die Universität seit Studienbeginn nicht gewechselt, weitere 25% vollzogen nur einen Studienwechsel. Der Prozentsatz derjenigen, die bewußt ein Semester aufgaben, um im Ausland zu studieren, beträgt knapp 5%, und nur etwa die Hälfte haben sich der Mühe unterzogen, einmal wenigstens ins Ausland zu reisen.

Diese Zahlen machen es deutlich, daß die Möglichkeit, sich über die Tendenzen der Standardisierung hinwegzusetzen und die Studienzeit nicht nur zu sturer Strebsamkeit zu benutzen, in sehr vielen Fällen ungenutzt bleibt. Man stellt sich schlecht und recht auf den Massenbetrieb ein, den Verwaltung und Routine allenthalben begünstigen. Improvisation ist tabu. Ziel ist die gesicherte Stellung, der Weg dazu das Studium in kürzester Zeit und das Examen zum frühest möglichen Termin. Ein Entwicklung, die man bedauern muß.

Uta Heckel

Zum 10jährigen Jubiläum der Frankfurter Studentenzeitschrift DISKUS übermittle ich im Namen der Landesregierung herzliche Glückwünsche. Mit Stolz können die Mitarbeiter des DISKUS auf eine erfolgreiche journalistische Tätigkeit zurückblicken. Ihr Verdienst ist es, daß an der Johann Wolfgang Goethe-Universität eine Zeitung besteht, die die Studentenschaft über die Probleme unseres gesellschaftlichen und kulturellen Lebens objektiv informiert und darüber hinaus in breiter Öffentlichkeit Ideen, Ziele und Sorgen der Studenten darstellt und vertritt. Hierfür gebührt dem DISKUS der Dank aller, denen das geistige Leben unserer Universität und ein guter Kontakt zwischen Studentenschaft und Öffentlichkeit bedeutsam ist.

Für die Zukunft wünsche ich dem DISKUS die guten Erfolge dieser 10 Jahre.

Wiesbaden, den 22. April 1960.

Hessischer Minister für Erziehung und Volksbildung

gez. Schütte

Das zehnjährige Jubiläum, das der DISKUS mit dieser Nummer festlich begeht, wäre eine schöne Gelegenheit, einen Lobgesang anzustimmen. In der Tat, wir haben allen Grund, uns unseres DISKUS zu freuen, dessen Bedeutung schon längst über das Lokale hinausgewachsen ist und dessen Wort man heute nicht nur im Bundesgebiet, sondern — wenngleich mit umgekehrten Vorzeichen — auch im östlichen Deutschland der Beachtung für Wert hält. Aber Lobreden, und seien sie auch noch so wohl verdient, sind heute so zur abgegriffenen Münze geworden, daß sie dem, dessen Ruhm sie verkünden sollen, eher zum Schaden als zum Nutzen gereichen. So glaube ich mich mit allen Beteiligten einig, wenn ich dieses kurze Grußwort in die Form einer nüchternen Feststellung kleide.

In diesen letzten zehn Jahren hat der DISKUS zu all den vielen entscheidenden Fragen Stellung genommen, um deren Lösung es beim materiellen und geistigen Wiederaufbau unserer zerstörten Alma Mater ging. Mancher Artikel fand meine lebhafte Zustimmung, manch anderer stieß bei mir auf ebenso scharfe Ablehnung — aber kaum ein einziger ließ mich unberührt. Und nicht anders scheint es den Kollegen und Kommilitonen ergangen zu sein. Kann man einer Zeitung Besseres nachsagen, als daß sie n i c h t allen gerecht zu werden strebt? Nur aus den scharf formulierten, gegensätzlichen Meinungen kann Neues entstehen, kann sich die Klarheit ergeben, die uns not tut. Der DISKUS hat es an Schärfe nicht fehlen lassen; aber er hat zugleich auch ein wichtiges Gebot gebührend berücksichtigt: das der Achtung vor dem Andersdenkenden. Für das eine wie für das andere gebührt ihm unsere Anerkennung und unser Dank.

Ich wünsche unserer Studentenzeitung Glück und weiteren Erfolg im kommenden Jahrzehnt.

Frankfurt am Main, im April 1960.

Der Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

gez. Willy Hartner

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Robert W. Flohr, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Peter-Klaus Iden, Hanno Reuther, Klaus Scheunemann, Richard Wolf.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Hermann Müller.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.
Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes beim Vertrieb, Mertonstraße 26, zu bestellen.

Die Sphinx der öffentlichen Meinung

Gespräch des Journalisten mit einem imaginären Publikum

Von Robert Haerdter (Stuttgarter Zeitung)

Daß wir uns von der Herrschaft der Schlagworte freimachen müßten, ist fast selbst schon zu einem Schlagwort geworden. Ich möchte Sie nicht damit ärgern, von den Schlagworten zu berichten, mit denen wir in den noch nicht gar zu lange hinter uns liegenden Jahren unser öffentliches Leben zugrunde gerichtet haben. Auch nicht davon, mit welchen anderen wir unser schlechtes Gewissen darüber heute beschwichtigen. Ich will nur einige Beobachtungen mitteilen, die mich nachdenklich stimmen, und von denen ich meine, daß sie jedermann des Nachdenkens wert erscheinen sollten. Ich muß dazu ein wenig aus der Schule plaudern, aus der Schule des Journalisten nämlich. Ich stehe also, was mir wohl bewußt ist, mitten in der Materie, nicht darüber. Mir scheint, das ist sogar ein Vorteil; wenigstens ist es meine ehrliche Absicht, Ihnen kein X für ein U vorzumachen, mag es auch den Anschein erwecken, als ob ich nur für meine eigene Sache Partei ergriffe. Aber schließlich ist diese Sache — die öffentliche Meinung — ja auch die Ihre, nur daß wir sozusagen auf verschiedenen Seiten der Barrikade stehen. Soll ich nun gleich mit der Tür ins Haus fallen und Sie mit der ketzerischen Bemerkung überrumpeln, daß ich nicht viel von dieser sagenhaften öffentlichen Meinung halte? Soll das vielleicht heißen, daß ich nicht viel von unseren Journalisten oder von unseren Journalen halte, oder gar: von uns Journalisten? Das werden Sie mir schwerlich zumuten wollen. Heißt es dann also, daß ich von Ihnen, dem Publikum, nicht viel halte? Das wiederum kann ich Ihnen nicht zumuten.

Die Frage, von der ich spreche, ist tatsächlich anderer Art. Sie ist weniger persönlich, als es zunächst den Anschein erwecken könnte; sie ist objektiver, sachlicher, allgemeiner. Man kann da zum Beispiel in der Präambel zu dem Entwurf eines Pressegesetzes lesen, die Presse erfülle im modernen Staat eine hohe und wichtige Aufgabe; sie unterrichte über alle bedeutsamen Vorgänge des öffentlichen Lebens und trage wesentlich zur Bildung der öffentlichen Meinung bei. An anderer Stelle hieß es von uns Journalisten, wir glaubten, daß der Erfolg der Demokratie von einer gesunden öffentlichen Meinung abhänge und daß die Zeitungen durch Veröffentlichung der wichtigsten Nachrichten und durch redaktionelle Erläuterungen in Leitartikeln dahin wirken sollten, eine gesunde öffentliche Meinung zu schaffen und zu erhalten. Und noch von einer anderen Seite habe ich gehört, daß in einer Demokratie die öffentliche Meinung die ausschlaggebende Stimme haben müsse, denn jeder demokratische Staat werde schwach sein, wenn die öffentliche Meinung an der Politik des Landes nicht teilnehme. Darum sei auch eine gut informierte und aktive öffentliche Meinung die beste Grundlage des Fortschritts.

Das ist sicher alles richtig. Es fällt mir nur auf, daß da überall von der „öffentlichen Meinung" als von einer fix-und-fertigen Sache gesprochen wird, von einer Tatsache geradezu, über die weiter kein Wort zu verlieren ist. In einem Staat, und in einem demokratischen zumal, ist sie eben da. Aber wie kommt sie zustande, wie verschafft sie sich eine Stimme? Und vor allem: wie kommt der einzelne dazu, durch seine Meinung sein Scherflein zu der „öffentlichen" Meinung beizutragen? Es ist natürlich keine Frage, daß die Zeitungen und Zeitschriften zur Bildung der öffentlichen Meinung beitragen. Ich sage nicht: sie „machen" die öffentliche Meinung, und ich sage auch nicht: sie sind der „Spiegel" der öffentlichen Meinung. Sicher ist sie nicht ein willkürliches Mosaik von privaten Meinungen, und sie wächst auch nicht vor der Nase des Redakteurs wie eine blaue Blume, die er nur zu pflücken brauchte. Es gibt freilich im Leben eines jeden Volkes Situationen, in denen alle — oder fast alle, so gut wie alle — ein und derselben Meinung sind. Ist dies dann die öffentliche Meinung, gleichsam die Summe, die Perfektion der vielen einzelnen Meinungen? Aber diese Ausnahmen beweisen nichts für den Normalfall, in dem es dennoch, allem Anschein nach, eine öffentliche Meinung gibt. Denn wie anders sollte man verlangen können, daß sie sich in allen wichtigen Fragen der Nation (und auch in den weniger wichtigen) geltend mache? Guter Rat scheint da nicht teuer, jedenfalls nicht teurer als eine Zeitung oder eine Zeitschrift. Lest nur fleißig die Journale, und ihr werdet sie schwarz auf weiß vor Augen haben und könnt sie getrost nach Hause tragen.

Stimmt das wirklich? Ich sehe, wie sich auf Ihren Mienen der Verdacht spiegelt, den Sie von vornherein schon hatten: daß nämlich die öffentliche Meinung auch nur eines der Schlagworte sei, von denen wir unseren gesunden Menschenverstand irritieren lassen. Wie dem auch sei: es ist ein mißlich Ding, heute etwas Verbindliches über das Niveau und die Qualität der öffentlichen Meinung in unserem Lande zu sagen. Zweifellos trifft die Schuld an diesem unbehaglichen und auch ungesunden Zustand beide Partner der öffentlichen Meinung, die Leser und die Journalisten, wenn auch nicht zu gleichen Teilen. Das bedarf freilich der Begründung, und dazu muß ich im Familienalbum einige Seiten zurückblättern und auf die Lektion zurückgreifen, die uns die Währungsreform erteilt hat. Lange vor diesem Ereignis war es unter den Journalisten allgemein geteilte Überzeugung, daß mit diesem Tag ein großes Sterben von Zeitungen und Zeitschriften einsetzen werde. Der „echte" Leser war unbekannt, jener einzelne, der mit seinem Abonnement an dem babylonischen Turm der öffentlichen Meinung mitbaute, dessen Spitze in die dunkle Wolke der Trugschlüsse ragte. Man hat die Folgen der Währungsreform auf dem Felde der Publizistik das Plebiszit der Leser genannt, das Scherbengericht über die Träger der öffentlichen Meinung, über uns Journalisten.

Zum Zeitpunkt der Währungsreform gab es bei uns annähernd hundert Zeitschriften, die sich (wie die Zeitungen) mit Politik und Kulturpolitik befaßten, siebzehn Literaturzeitschriften, fünf Kunstzeitschriften und vier satirische Blätter. Aber es gab nur zwölf Illustrierte und vier Magazine. Da gaben die Journalisten auf der einen Seite dem Publikum Nachhilfestunden in Demokratie, Humanität und Menschenrechten, auf der anderen Seite aber standen die nackten Tatsachen der Okkupation, der Demontage, der Entnazifizierung. Versuchen wir zu erkennen, was dieser scheinbare Widerspruch für den Stand des öffentlichen Bewußtseins bedeutete, für die öffentliche Meinung, die sich darin so vielfältig spiegelte, daß jeder einzelne überzeugt sein konnte, er schaffe und erhalte sie, indem er sich eine der vielen Zeitungen und Zeitschriften hielt. Haben Sie sich nicht alle durch das täglich erneuerte Plebiszit des Zeitungskaufs damit einverstanden erklärt, daß die Zeitungen gar nicht der reine Spiegel der wirklichen öffentlichen Meinung waren? Da kam die Währungsreform, und sie hat für uns Journalisten eine Wirklichkeit aufgedeckt, die noch weit erschreckender war. Man hatte gesagt, dieses Ereignis werde die materielle Armut des deutschen Volkes erst in ihrer ganzen, das nationale Dasein wie eine bittere Lauge durchdringenden Größe und Blöße enthüllen. Es hat aber weit mehr getan. Es hat mit der Massenflucht des Publikums in die Illustrierten und Magazine gezeigt, daß es bis dato noch gar keine öffentliche Meinung gegeben hatte, zum mindesten aber, daß das, was man damals so genannt hat, nur eine der zahlreichen Fiktionen unseres öffentlichen Lebens war, ein monströses Schlagwort.

Diese Erscheinung ist die elementare und den Journalisten zutiefst beunruhigende Erfahrung, die auch heute noch, soviele Jahre nach der Währungsreform, als erster Punkt auf der Tagesordnung der journalistischen Selbstbesinnung steht. Sie wissen, was dies alles einschließt, wenn sie sich heute in unserem Lande an den Kiosken umsehen und die Saat betrachten, die mittlerweile unter der fortdauernden Wunderwirkung jenes Regens im Blätterwalde aufgegangen ist. Der sensationelle Aufschwung der Illustrierten und Magazine seit diesem Tag hat den Redaktionen erst die Augen über die wahre Qualität unserer öffentlichen Meinung geöffnet, und sie wären schlecht beraten, wenn sie sich mit dem Hinweis auf die doch recht beachtliche Auflage vieler Zeitungen heute die offenen Augen wieder verbinden ließen. Allein von diesem archimedischen Punkt aus läßt sich auch das rechte Verhältnis zwischen Publizist und Publikum bestimmen. Kein Journalist wird natürlich der schönen Illusion huldigen, das gedruckte Wort sei schon die öffentliche Meinung, und er wird sich hüten, den zustimmenden Brief eines Lesers an den Herausgeber mit dem Applaus des Publikums zu verwechseln. Aber er wird sich auch nicht dazu herbeilassen, sich jenem handfesten und doch so flüchtigen Test zu unterwerfen, der sagt: nenne mir deine Auflage, und ich sage dir, wie hoch dein effektiver Anteil an der wahren öffentlichen Meinung ist. Daß sich der Journalist freilich nicht irgendwelchen „Interessen" verschreibt, daß er vielmehr schreibend allein der Wahrheit verpflichtet sein kann, versteht sich von selbst. Das schließt leider nicht aus, daß es genug Journalisten gibt, die nichts davon wissen wollen, oder die einfach unfähig sind, das Gespräch des Publikums mit sich selbst in Gang zu bringen.

Das Einverständnis über diese Wahrheit zwischen Journalist und Publikum ist der eigentliche Urstoff, das Protoplasma der öffentlichen Meinung. Wer bestimmt sie also, wer „macht" sie? Der Journalist, indem er die von ihm erkannte Wahrheit schreibt, in der dann auch das Publikum *seine* Wahrheit erkennt und anerkennt? Oder das Publikum, indem es nur das liest, was es als seine Wahrheit gelten lassen möchte? Ich habe keine Antwort auf diese Frage. Ich weiß nur, daß die öffentliche Meinung, was immer sie auch sei, zwei Partner hat: das Publikum und den Journalisten, dem es sein Vertrauen schenkt, indem es liest, was er schreibt. Oder etwa nicht?

Montesquieu und Bonn

Vor über 200 Jahren veröffentlichte Montesquieu sein berühmtes Buch („De l'esprit des lois"), auf das, vor allem wegen der darin postulierten Teilung der staatlichen Gewalt in Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung, immer wieder verwiesen wird.

So heißt es bei Montesquieu: „In der Demokratie ist das Volk in mancher Beziehung Monarch, in anderer Untertan. Monarch kann es nur durch das Stimmrecht sein, mittels dessen es seinen Willen bekundet ... Die Wahlgesetze sind daher hier von grundlegender Bedeutung." Wir wissen heute, in welchem Ausmaß das Wahlergebnis durch Manipulation des Wahlgesetzes vorherbestimmt werden kann. Da sich das Wahlgesetz mit einfacher Mehrheit beschließen und abändern läßt, wäre es sehr wohl denkbar, daß eine Partei, die im Bundestag die Mehrheit besitzt, ihre Mehrheit durch entsprechende Abänderung des Wahlgesetzes zementiert. Die Mindestforderung lautet deshalb, daß eine Änderung des Wahlgesetzes nicht für die nächste, sondern erst für die übernächste Wahl Gesetzeskraft erlangen darf.

„Bei jedem Amt muß der Umfang der Macht durch die Beschränkung ihrer Dauer ausgeglichen werden", heißt es an anderer Stelle. Hier ist sogleich an das Amt des Bundeskanzlers zu denken, das durch das Grundgesetz mit einer Fülle, wenn nicht sogar Überfülle an Macht ausgestattet ist. (Seltsamerweise begrenzt das Grundgesetz das Amt des Bundespräsidenten zeitlich, obwohl es nur mit sehr geringen Machtbefugnissen versehen ist.) Es fragt sich darum, ob nicht die Ausübung der Kanzlerschaft einer zeitlichen Begrenzung unterworfen werden sollte, so wie dies in den Vereinigten Staaten für das Amt des Präsidenten durch eine Verfassungsergänzung geschehen ist.

Über die Erziehung in der Demokratie schreibt Montesquieu: „In der Republik ist die ganze Macht der Erziehung erforderlich." Und „keineswegs ist es die junge Generation, die entartet; diese verdirbt nur, wenn die Erwachsenen schon verdorben sind". Was hier in Deutschland versäumt wurde und noch im argen liegt, ist Einsichtigen nicht erst seit den jüngsten Ausschreitungen bekannt.

Hier konnte nur eine kleine Blütenlese Montesquieuscher Maximen präsentiert werden, die einen direkten Bezug auf unsere gegenwärtige politische Situation hat. Bei den Quellen erst merken wir, wie trübe die Wasser sind, in denen wir leben. An diesen Quellen gewinnen wir Maßstäbe und Vorstellungen dafür, wie unser politisches Leben aussehen sollte. — e —

Unsere Dienste sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen · Annahme von Spareinlagen, Führung von Privat- und Geschäftskonten · Diskontierung von Wechseln Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen auf Grund von Daueraufträgen · Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland · Beratung in allen Wertpapierfragen · Verwaltung von Wertpapieren (Effekten Depots) und Verwahrung von Wertgegenständen · Verkauf von Investment-Anteilen · Abgabe von Reiseschecks, Devisen, fremden Geldsorten · Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien · Verkauf von Goldmünzen · Fachmännische Unterrichtung über die Abwicklung von Außenhandelsaufträgen · Vermietung von Schließfächern · Nachttresor-Anlage

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Das Experiment mit dem Europa-Kolleg

Ein Versuch neuer Studiengestaltung in Hamburg · Von unserem Korrespondenten

Im Westen der Stadt Hamburg, in Großflottbek, einer ruhigen Wohngegend, liegt das Europa-Kolleg, mit der S-Bahn nur 15 Minuten von der Universität entfernt. Die Elbe ist nicht weit. Der Wind trägt das dumpfe Tuten der Schiffe herüber. Das Haus ist ein nüchterner zweigeschossiger Bau. Im Quadrat angelegt, bildet er einen stillen Innenhof, in dessen einer Ecke im Sommer ein kleiner Springbrunnen plätschert — ein Platz, der für die berühmte schöpferische Pause wie geschaffen ist.

Der Gedanke eines vereinigten, föderalistischen Europa scheint — wie eine zarte Pflanze — offenbar nur in Glashäusern zu gedeihen. In

Wohnheim für 90 Studenten

der stickigen Luft der amorphen und satten Industriegesellschaft kann er nicht wachsen und Kraft gewinnen. Nur im Schutze besonderer Organisationen, Wochenendseminare und dergleichen vermag er sich zu entfalten. Aber welche Idee unterliegt heute nicht dem gleichen Schicksal? Selbst an den Universitäten, die einmal das Zentrum progressiver Ideen war, haben die Spießer die Macht errungen mit dem einzigen Ziel, Karriere zu machen und zu diesem Zweck ein wissenschaftliches Handwerk zu erlernen.

Dies alles ist jedoch kein Grund die Flinte [illegible] zu werfen, und es war kein Grund für diejenigen, die vor wenigen Jahren in Hamburg das Europa-Kolleg ins Leben riefen. Mit der finanziellen Unterstützung des Bundes, des Landes Hamburg, der europäischen Organisationen und der Industrie gelang es, ein Studentenwohnheim zu errichten, das eine Stätte der Erziehung in der Idee eines vereinigten Europas und der politischen Erziehung überhaupt sein sollte. Träger der Institution ist die „Stiftung Europa-Kolleg". Prof. Bruno Snell, der geistige Vater des Kollegs, leitet heute, zusammen mit den Tutoren, die Arbeit im Hause als Protektor. Dem Kuratorium, dem viele Freunde des Europa-Kollegs angehören, kommt vor allem eine beratende Funktion in allen wichtigen Angelegenheiten zu.

Ein Drittel Ausländer

Unter den neunzig Studentinnen und Studenten, die im Hause wohnen, sind dreißig Ausländer aus allen Teilen der Welt. Eine Statistik über die Nationalitäten zusammenzustellen, hieße eine lange Reihe von Staaten aller Kontinente aufzählen: von Indien und dem Sudan über die europäischen Länder bis zu den USA und Kanada. Schon durch diese Zusammensetzung der Studentenschaft wird der Abbau des selbst unter Studenten noch immer latenten und manchmal — wenn auch nur im unterbewußten — rumorenden Chauvinismus ermöglicht. Das Kolleg vergibt jährlich drei Stipendien an Studenten aus dem europäischen oder sonstigen Ausland und tauscht ein weiteres mit der Universität Bordeaux aus. Ein ähnlicher Austausch ist mit einer englischen Universität geplant.

An den Abenden zwischen 20 und 22 Uhr finden Vorlesungen, Arbeitsgemeinschaften und Kolloquien statt, werden Vorträge gehalten und Diskussionen veranstaltet. Was hier an Wissenswertem und Anregendem geboten und in kleinem Kreise gemeinsam erarbeitet wird, ist für jeden Studenten, der sich mit einigem Interesse beteiligt, eine wertvolle Ergänzung des Fachstudiums. Das vielbesungene studium generale, das an der Universität wegen der sich überschneidenden Stundenpläne oft nicht möglich ist, wird im Hause selbst betrieben, in einem großen Vorlesungssaal und in einem Diskussionsraum. Natürlich liegt der Akzent auf der politischen Bildung. Dazu dienen vor allem eine Vorlesungsreihe „Einführung in politische Grundbegriffe" und ein Vortrags- und Diskussionszyklus „Politisches Forum", zu dem Damen und Herren aus dem öffentlichen Leben eingeladen werden. Innerhalb einer Ringvorlesung werden von Professoren aus ganz Deutschland und auch aus dem Ausland unter einem Leitthema zweistündige Spezialvorlesungen gehalten (im WS 1959/60 z. B. „Einheit und Vielfalt der europäischen Kultur des Mittelalters"). Daneben werden in Arbeitsgemeinschaften Themen aus allen geisteswissenschaftlichen Fächern behandelt; stets in einer Form, die auch fakultätsfremden Studenten einen Gewinn bringt.

So sollte man eine Atmosphäre regen geistigen Lebens erwarten: Studenten ohne Indifferenz, Desinteresse und Lethargie gegenüber fachfremden Problemen. Noch kann man das Europa-Kolleg nicht als derartige Oase innerhalb der in ihrer Grundhaltung a-politischen und mit dürrem Fachwissen ausgestatteten Studentenschaft bezeichnen. Aber ein Anfang ist gemacht. Der Mangel manifestiert sich in der Tatsache, daß eine verhältnismäßig große Zahl Kollegiaten sich nur mehr oder weniger gezwungenermaßen zu den Pflichtveranstaltungen begeben, wo sie teilnahmslos ihre Stunden absitzen. Dementsprechend ist auch die Beteiligung an vielen Veranstaltungen bedrückend gering. Vor einmaligen Gastvorlesungen oder Vorträgen sieht man die Tutoren Teilnehmer werben, um dem Vortragenden nicht einen gähnend leeren Vorlesungssaal zumuten zu müssen. Gewiß tragen an der Lustlosigkeit der Studenten manchmal auch die Referenten die Schuld, deren eigenes Nicht-Dabei-Sein sich sofort auf das Auditorium überträgt. Doch im allgemeinen werden nur die Besten verpflichtet. Desinteresse und ein gewisser arroganter Zynismus allen politischen und kulturellen Fragen gegenüber liegen vielleicht im Zuge der Zeit. Am Europa-Kolleg sind sie jedoch besonders bedauerlich. Daß diese Haltung dennoch eindringt, liegt zum Teil an dem wenig sorgfältigen Auswahlverfahren. Mancher Student bewirbt sich vor allem wegen der günstigen Unterkunft um Aufnahme ins Kolleg; denn auch in Hamburg ist die Wohnraumnot noch groß. Ist sie einmal behoben, werden solche Bewerber wohl ausbleiben.

Bibliothek und Partyraum

Mit diesen kritischen Bemerkungen ist nicht der Stab über das Kolleg gebrochen, vielmehr nur gesagt, daß die Möglichkeiten, die es bietet, von einem Großteil der Bewohner nicht voll genutzt werden. Neben dem skizzierten wissenschaftlichen Programm steht den Kollegiaten eine umfangreiche Bibliothek zur Verfügung. Sie enthält die Standardwerke der geisteswissenschaftlichen Fächer, ist vor allem aber eine europäische Fachbibliothek. Hier sind alle wichtigen Werke zu europäischen Fragen und die Veröffentlichungen europäischer Organisationen staatlicher und privater Art gesammelt. In einem Zeitschriftenraum liegen die wesentlichen in- und ausländischen Zeitungen aus.

Wenn wir an den Universitäten beobachten, daß sich Professoren und Studenten, aber auch die Studenten untereinander fremd sind, so liegt das wohl hauptsächlich an der Überfüllung. Die Universitäten zu verkleinern ist heute praktisch unmöglich. Nur in der kleinen ausgegliederten Gruppe liegt ein Ausweg. Im Europa-Kolleg ist dies weitgehend verwirklicht. In den Arbeitsgemeinschaften, die von Professoren oder Assistenten abgehalten werden, liegt die Teilnehmerzahl zwischen fünf und höchstens dreißig. Darüberhinaus entsteht unter den Studenten ein engerer Kontakt auch durch das gemeinsame Leben unter einem Dach. Wenn man sich in größerer Runde einmal zusammensetzen will, kann man sich in den Clubraum oder in die kleineren „Aquarien", so genannt wegen ihrer vielen Fenster, begeben. Die Zimmer bieten nämlich nicht mehr als fünf bis sechs Leuten Platz. Weitere Gäste müssen dann auf Schrank, Schreibtisch oder Erde Platz nehmen. Doch wird dieser Mangel an Komfort zugunsten der Atmosphäre gern in Kauf genommen. Soll irgendein Ereignis gefeiert werden — Geburtstag oder Examen —, so zieht man sich mit einigen Flaschen aus der hauseigenen Kantine in den mit einer schallschluckenden Decke ausgerüsteten „Partyraum" zurück. Auf diese Weise braucht nicht jeder Bewohner an jeder Party teilzunehmen.

Den einen Flügel des Hauses bewohnen die 30 Studentinnen. Doch bilden die einzelnen Korridore keineswegs feindliche Lager. Das Verhältnis zwischen Studentinnen und Studenten ist im allgemeinen wohltuend ungezwungen, ja kameradschaftlich. Nicht selten ist aus einer Kollegbekanntschaft eine Ehe geworden. Alle Kollegiaten treffen sich mehrmals im Semester zu einem Konvent, auf dem studentische Angelegenheiten besprochen werden. Dann verwandelt sich der Vorlesungssaal in ein Parlament. Während des Semesters finden öfter Tanzabende statt. Anlässe sind regelmäßig der Beginn und der Schluß des Semesters, Fasching und ein Sommerfest. In einem Haus mit so viel gemeinsamem Erleben laufen die Studenten nicht mehr völlig achtlos aneinander vorbei wie auf den Korridoren einer Universität.

Den Kollegiaten steht eine umfangreiche Bibliothek zur Verfügung

Der Präsident der Studentenschaft, der in jedem Semester neu gewählt wird, bildet zusammen mit seinen Referenten den Hausausschuß. Er wirkt nicht nur bei der Ausarbeitung des Programms mit, sondern führt auch selbst einige Veranstaltungen durch. So wurden Fahrten zu den europäischen Organisationen und eine Reise nach Berlin organisiert. In Hamburg werden Besichtigungen und soweit möglich Karten für kulturelle Veranstaltungen vermittelt und im Hause Wochenendseminare abgehalten. Die Kompetenzen des Hausausschusses gegenüber der Leitung des Kollegs sind nicht in einer Satzung niedergelegt. Sie haben sich vielmehr im Laufe der Jahre gewohnheitsmäßig herausgebildet. Wenn man auch von seiten der Leitung bestrebt ist, alle Entscheidungen im Einvernehmen mit der studentischen Selbstverwaltung zu treffen, so kann es doch nicht ausbleiben, daß es gelegentlich zu heftigen Auseinandersetzungen kommt, wenn sich der Hausausschuß übergangen fühlt oder dieser in den Augen der Kolleg-Leitung eigenmächtig handelt.

Die Frage, ob sich die besondere Ausbildung, die das Europa-Kolleg den Studenten bietet, bei ihrer späteren Tätigkeit irgendwie auswirkt, läßt sich heute nach der kurzen Zeit seines Bestehens (gegr. 1955) noch nicht beantworten. Unter den Kollegiaten ist zweifellos der Anteil der politisch Interessierten größer als innerhalb der Gesamtstudentenschaft. Das mag daran liegen, daß etwa die Hälfte der Kollegiaten Philologen der verschiedenen Fachrichtungen sind. Die anderen 50% sind Juristen, Volks- und Betriebswirte; nur wenige gehören der naturwissenschaftlichen Fakultät an.

Die Institution des Europa-Kollegs weist vielleicht einen Weg, dem Dilemma unserer Universitäten zu entrinnen. Die kleine, enge Gemeinschaft ist ein Reservat der Menschlichkeit im Termitenbetrieb der modernen Universität. Das wissenschaftliche Programm ist die notwendige Ergänzung des reinen Fachstudiums. Es bleibt zu hoffen, daß durch die Gründung ähnlicher Kollegs möglichst viele Studenten die Chance erhalten, mehr zu sein als Fachschüler, mehr zu werden als Spezialisten. H. Harnischfeger

STUDIERENDE

erhalten die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" im Abholabonnement zum monatlichen

SONDER-BEZUGSPREIS von DM 3.-

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch unsere Abholstellen in allen Hochschulstädten der Bundesrepublik.

In Frankfurt am Main: Peter Naacher, Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Bockenheimer Landstraße 133, Steinweg 3 an der Hauptwache, Universitätskliniken Sachsenhausen, Mensagebäude

Hochschulpolitik aus der Sicht eines CDU-Politikers

Von Edo Osterloh (CDU), Kultusminister von Schleswig-Holstein

Als die CDU-Bundestagsfraktion den Beschluß faßte, dafür einzutreten, daß in den nächsten fünf Jahren seitens des Bundes insgesamt 1 Milliarde DM für den Wiederaufbau und den Ausbau der deutschen Universitäten zur Verfügung gestellt werden soll, traf sie eine bedeutsame hochschulpolitische Entscheidung. Sie unterstrich damit die sachliche Autorität des Deutschen Wissenschaftsrates, dessen bisherige Arbeiten zu dem Vorschlag geführt haben, die Baumaßnahmen und Ersteinrichtungen von Instituten und anderen vordringlich notwendigen Universitätsbauten in nächster Zukunft so zu beschleunigen, daß jährlich dafür insgesamt von allen Universitäten auf dem Gebiet der Bundesrepublik zusammen 400 Millionen DM gebraucht werden. Diese Finanzlast wird je zur Hälfte vom Bund und von den Ländern getragen werden.

Es entspricht einer politischen Grundauffassung der CDU, daß bei der Verteilung dieser Mittel im einzelnen (und damit bei den konkreten Aufbauplänen der verschiedenen Universitäten) die eigene Urteilsbildung der Professoren so weit wie möglich berücksichtigt wird. Darum sind die Aufbaupläne der Universitäten in Zusammenarbeit mit den Hochschulverwaltungen der Länder durch den Deutschen Wissenschaftsrat aufeinander abgestimmt worden und nach objektivierten Maßstäben hinsichtlich ihrer zeitlichen Abfolge eingeordnet worden. Die zunächst kompliziert erscheinende Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Vertretern der Landesregierungen, der beteiligten Bundesressorts und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens im Wissenschaftsrat hat sich in hohem Maße als außerordentlich fruchtbar erwiesen. Schon in den letzten Jahren sind die Empfehlungen des Deutschen Wissenschaftsrates sowohl von der Bundesregierung als auch von allen Länderregierungen auf dem Gebiet der Hochschulpolitik nahezu uneingeschränkt berücksichtigt worden. Die notwendige Abstimmung zwischen der Wissenschaftlichen Kommission und der Verwaltungskommission des Wissenschaftsrates verhindert das Operieren mit Phantasiezahlen, zwingt zu überzeugender Sachlichkeit und führt dadurch zu der realpolitisch möglichen Beschleunigung aller Aufbaumaßnahmen.

Keine Vermassung

Die CDU bemüht sich grundsätzlich, vorhandene Gegebenheiten zu berücksichtigen und bei allen politischen Entschlüssen dem Ziel näher zu kommen, die Tendenzen zu einer Vermassung unserer Gesellschaft abzuwehren und dem einzelnen die Chance verantwortlicher persönlicher Freiheit zu erhalten.

Aus diesem Grunde bejaht die CDU die Erhaltung und Erneuerung der deutschen Hochschultradition, in der Forschung und Lehre von der gleichen Person getrieben, das einheitliche Kernstück der akademischen Ausbildung darstellen. Wir lehnen eine Umformung der Mehrheit deutscher Universitäten zu höheren Fachschulen ab. Nach unseren Vorstellungen soll die seit langem im Fluß befindliche Universitätsreform die Hochschule zwar von den Aufgaben befreien, die ihr wesensfremd sind, ihre Substanz aber gerade erhalten und für die gegenwärtigen und zukünftigen echt akademischen Aufgaben aktivieren.

Daher sehen wir die Errichtung zusätzlicher Institute und Gebäude für die Universität als unbedingt notwendig und bedeutsam an, sind aber der Überzeugung, daß ungleich wichtiger noch die personalpolitischen Veränderungen im Aufbau des Lehrkörpers sind. Wir begrüßen die Absicht des Wissenschaftsrates, Strukturpläne für Fakultäten zu erarbeiten, und bemühen uns bereits gegenwärtig nicht nur, allgemein die Zahl der Professuren und Assistentenstellen an den Universitäten zu vergrößern, sondern insbesondere auch den „Mittelbau" zu verstärken. Es kommt entscheidend darauf an, die Möglichkeit persönlichen Kontaktes zwischen Professoren und Studenten zu erhalten oder wiederherzustellen. Dazu gehört die Schaffung von Voraussetzungen für überschaubare Seminare und Arbeitsgemeinschaften sowie auch die Vermeidung übergroßer Kollegs. Die Vermehrung der Stellen für Wissenschaftliche Räte und Abteilungsvorsteher sowie der Assistentenstellen ist vordringlich.

Rausprüfen?

Selbstverständlich beherzigen wir die Erkenntnis, daß akademische Freiheit in unserer Zeit nur erhalten werden kann, wenn wir uns vor jedem zentralen Dirigismus hüten. Die Überfüllungsprobleme können nicht durch „schematisches Herausprüfen" gelöst werden. Es ist auch eine Lenkung des Nachwuchses nach der sogenannten Bedarfslage der verschiedenen Berufe nur in sehr mittelbarer Weise durch den Appell der Berufsverbände an die akademische Jugend und durch die Beratung freibleibender Entscheidung möglich.

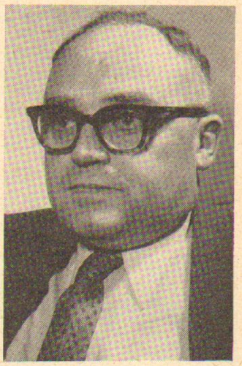
Wesentlich ist uns daneben aber die Schaffung von Voraussetzungen für das studentische Gemeinschaftsleben. Wir halten es für erforderlich, daß die studierende Jugend, welche nicht in Verbänden und Korporationen beheimatet ist, in Studentenhäusern und Studentenwohnheimen eine Chance zu einem selbstverantwortlich gestalteten, musisch befruchteten Gemeinschaftsleben bekommt. Daher ist das Programm des Baues von Studentenwohnheimen und Studentenhäusern durchaus eine eigengewichtige Aufgabe neben dem unmittelbaren Ausbau der Universitäten.

Neue Hochschulen gründen

Nach meiner persönlichen Überzeugung sollten bei dieser Entwicklung Professoren und Studenten ein besonders waches Bewußtsein für ihre Mitverantwortung gegenüber unserer politischen Situation in der Bundesrepublik und in der freien westlichen Welt entwickeln. Die politische Bildung und die aktive Teilnahme am politischen Leben der Zeit stellen nach meinem Urteil noch ungelöste Aufgaben der Gegenwart dar. Dazu gehört auch, daß die Universität insgesamt dessen eingedenk bleiben muß, daß sie zwar einen entscheidend wichtigen, aber doch nur einen Teil des Kulturlebens der Nation darstellt. Eine umfassende Kulturpolitik wird gleichzeitig im Auge behalten müssen, daß auf längere Sicht das Universitätsleben nur gesund und für die Zukunft verheißungsvoll sein kann, wenn gleichzeitig das Notwendige für das allgemeinbildende Schulwesen und für die Volksbildung überhaupt geschieht. Das vor uns liegende Jahrzehnt verlangt von uns nicht nur die Gründung einiger neuer Universitäten innerhalb der Bundesrepublik, sondern auch eine enorme Anstrengung, um insbesondere die Leistungsfähigkeit der Oberstufen unserer Volksschulen so zu heben, wie es den Anforderungen unserer Gegenwart und Zukunft entspricht.

Audiatur et altera pars

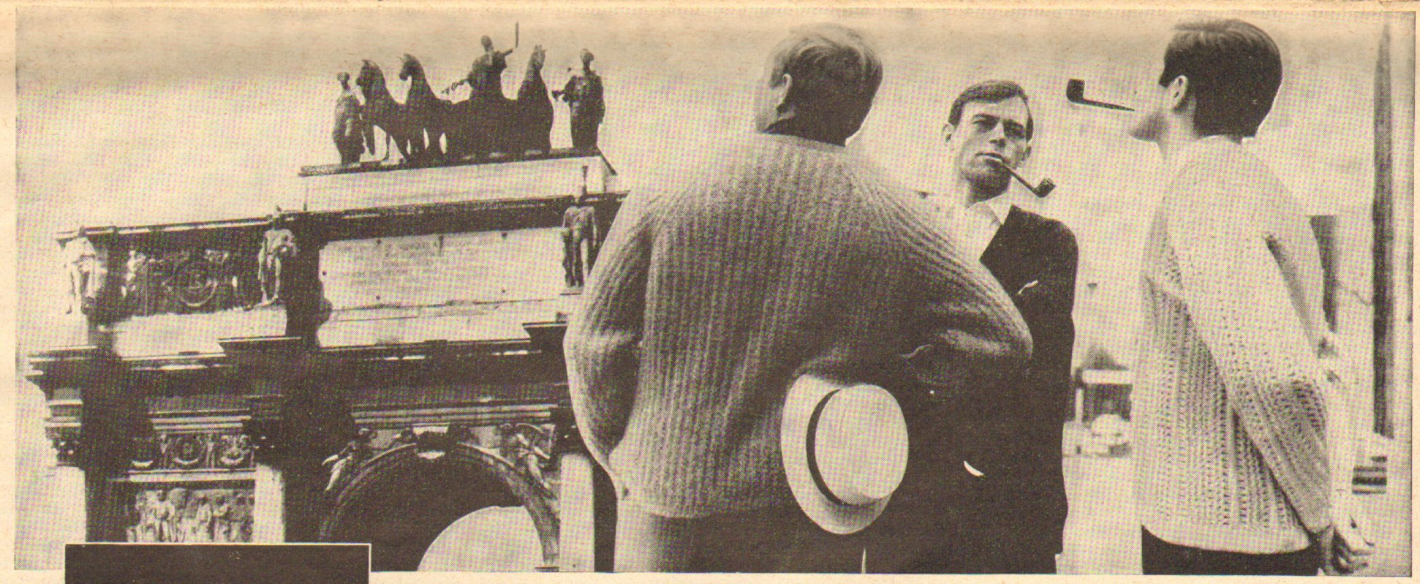
„Die Hohen Schulen und die SPD" — unter dieser Schlagzeile veröffentlichte der DISKUS in seiner Februar-Ausgabe Auszüge aus einem Gespräch mit dem Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung Prof. Dr. Ernst Schütte.
Der nebenstehende Artikel behandelt ebenfalls das Thema „Hochschulpolitik" — diesmal aus der Sicht eines CDU-Ministers.



Minister Osterloh

Zehn Jahre Stifterverband

Der Wiederaufbau der deutschen Wissenschaft nach dem letzten Kriege ist ohne den Beitrag der Wirtschaft kaum denkbar. 106 Mill. DM spendeten Unternehmen und Einzelpersonen über den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in den vergangenen 10 Jahren. Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft ist die einzige Organisation ihrer Art in der Welt. Der Vorzug der deutschen Regelung besteht darin, daß der Stifterverband in der Wirtschaft vor allem um freie Spenden wirbt, die dann im wesentlichen über die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Max-Planck-Gesellschaft auf die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen verteilt werden. Nur so war es beispielsweise zu erreichen, daß Geisteswissenschaften mit 29% und die Medizin mit 23% der Gesamtleistungen im Verhältnis ebenso bedacht werden konnten wie Naturwissenschaft und Technik (48%).



CH+CH

HARVARD – „Cavendish" eine erstklassige shag-mixture der LANCASTER INC./N.C./USA

Aus dem gleichen Hause die Marken: „John Hopkins" (ready rubbed – 50 g – DM 1,50) „Spring Hill" (sliced cut – 50 g – DM 2,50)

Händler-Nachweis durch LANCASTER Tobacco G 16 Duisburg / Postfach 180 / Unfrankierte Postkarte genügt!

Harvard

Dreimal dürfen Sie raten! Paris? Rom? Moskau? Washington? Berlin?* – Wofür interessieren sich die Herren Globetrotter mehr: für alte Monumente oder junge Damen? Ein Tip! – Sie rauchen HARVARD-Tabak. Frauen mögen es, wenn Männer HARVARD-Tabak rauchen. Männer rauchen HARVARD, weil das selbstverständlich ist.

Pfeifengerechter 1,5-mm-Schnitt • excellent im Duft wie im Geschmack, voll veredelt nach dem „Cavendish"-Verfahren • leichter Zug durch gleichmäßigen Brand • HARVARD – ein „first class tobacco" in der taschengerechten Frischhalte-Packung.

50 g – DM 2,– Es lohnt sich: ein Päckchen reicht drei Tage bis zu einer Woche!

* Wenn Sie die Antwort auf unsere Fragen wirklich interessiert, schreiben Sie einfach eine Postkarte.

Für Männer einer neuen Zeit

Wolfgang Zapf

Soziologie und Literatur

Zur Diskussion über Ziele und Grenzen der Literatursoziologie

1

„Die Literatursoziologie ist eine noch kaum begonnene Wissenschaft", schrieb Wolfgang Kayser in einer seiner letzten Arbeiten vor dem Tode, einer Analyse des literarischen Lebens der Gegenwart. Kayser habe Verleger, Autoren und Kritiker in sein Seminar eingeladen, las man in einem Nachruf, er habe die Barrieren, die die *Universitätsgermanistik* umgeben, durchlöchern wollen. Er versuchte, die gegenwärtige literarische „Atmosphäre" zu analysieren, die Wandlungen in Produktion und Konsum, um die Stumpfheit gegenüber der Dichtung bei blühendstem Literaturbetrieb zu verstehen.

Es ist auch ständige Forderung Walter Höllerers, daß man Dichtung gegen den „Unterstrom" der Gebrauchsliteratur, der Presse, der Sachbücher usf. zu betrachten habe, um sie adäquat verstehen zu können.

Eben jetzt hat er die gebräuchlichen Verfahren der Interpretation in zehn Idealtypen dargestellt und als eine der Möglichkeiten die „gesellschaftliche Interpretation" diskutiert, nicht ohne wiedereinmal zu betonen, daß sie immer ein laienhaftes Unterfangen bleibe, „wenn nicht die Kenntnisse von der Gesellschaft sich verbinden mit der Erhellung von Gestalt und Sprache des einzelnen Werkes".

Nicht wenige Germanisten befürchten, mit soziologischen Methoden werde Ignoranz in ihre Disziplin eindringen. Statt „einer primär literaturwissenschaftlichen Betrachtung, der die gesellschaftlichen Tatbestände nichts anderes als Repräsentationen

Foto: Absag Tüllmann

und Aspekte der dichterischen Welt selber sind" (M. Wehrli), pflege eine „primär soziologische Betrachtung" zu klassifizieren, subsummieren, marxistisch relativieren.

Soziologische Methoden werden häufig gefordert, selten aber wird gesagt, was sie eigentlich leisten sollen; man entwickelt private Kategorien — Kayser trennt wieder „literarisches Leben" und „Literatur" —; jeder fängt quasi von vorne an, eine Rezeption der entwickelten soziologischen Theorien fehlt.

Das Bedürfnis nach Mitarbeit von Soziologen ist ebenso groß wie das Mißtrauen gegen die Fachfremden.

Die Diskussion zwischen empirischer Sozialforschung und kritischer Gesellschaftstheorie innerhalb der *Soziologie* selbst, d. i. grob gesagt der Gegensatz zwischen amerikanischer und europäischer Tradition, erleichtert nicht gerade die Zusammenarbeit mit der Literaturwissenschaft.

„Art as a process in which the artist, the work of art and the art public are interacting elements" (J. H. Barnett): einem solchen funktionalistischen Ansatz steht eine kritische Theorie entgegen, die diesen Prozeß als selbst gesellschaftlich vermittelt begreift. Die „Scheidung der Sphären Produktion, Reproduktion und Konsum" ist selbst ein gesellschaftliches Produkt, „von der Soziologie weniger zu akzeptieren als abzuleiten".

Der gesellschaftliche Sinn des Kunstwerks ist zu unterscheiden von seiner Stellung und Funktion in der Gesellschaft; beides widerspricht sich heute weitgehend. Aus der autonomen Gestalt der Kunstwerke selbst ist abzulesen, wie die Gesellschaft in ihnen erscheint. Die Analyse bis in die kleinsten technischen Zellen hinein bewahrt vor bloßen Analogien und Zuordnung von oben; diese Analyse aber entzieht sich der „handgreiflichen Verifizierbarkeit". (Adorno)

2

Robert K. Merton, manchen der wichtigste amerikanische Soziologe, diskutiert die Differenzen zwischen europäischer und amerikanischer Soziologe anläßlich eines Vergleichs der traditionellen Wissenssoziologie mit dem amerikanischen communication research; aus amerikanischer Perspektive, wie nicht eigens betont werden muß.

Die europäische Variante gehörte zum Typus globaler Theorien. Anhand oft begrenzten dokumentarischen Materials kommt man zu summarischen Schlußfolgerungen. Große Epochen, oft der entfernten Vergangenheit, werden untersucht, von den Dokumenten wird direkt auf die entsprechenden Gesellschaften geschlossen. Methodenfragen und die Ausbildung von Techniken spielen eine geringe Rolle. Der Forscher arbeitet als einzelner, sein Hauptinteresse gilt dem gesellschaftlichen latenten Gehalt bedeutender Werke. Widersprechende Ergebnisse werden weltanschaulich verteidigt.

Die amerikanische Variante gehöre zum Typus empirischer Erhebungen. Häufig fehlt ein theoretisches Konzept bzw. soll sich ex post facto einstellen. Das Interesse gilt der Gegenwart, Meinungsäußerungen und erhobene Verbräuchsgewohnheiten (zu Literatur beispielsweise) werden als Fakten hingenommen. Methodenfragen sind zentral, die verschiedensten Techniken wurden entwickelt: Interviewmethoden, Fragebogen, Attitudenmessung, kontrolliertes Experiment, Inhaltsanalyse. Die Forschungen erfolgen im Team, meist als Auftragsarbeit. Hauptforderung: reliability, d. i. Konsistenz der Ergebnisse bei intersubjektiver Überprüfung. Europa: „We don't know that we say is true, but it is at least significant."

Amerika: „We don't know that we say is significant, but it is at least true."

Merton forderte den kummulativen Aufbau einer intersubjektiv überprüfbaren Theorie.

Sie ist in Amerika nicht erreicht, weil die kommerziellen Aufgaben systematische Forschung verstellen. Die Aufgaben schreiben die Kategorien vor, technische Präzision läßt die Probleme zergehen. Der applied research hat sich nicht von seinem sozialen Ursprung freimachen können.

Sie ist in Europa nicht erreicht, weil das Kriterium der reliability nicht beachtet wird.

„Die Aufgabe ist", sagt Merton, „die Vorteile beider Traditionen zu verbinden.": „Eine Inhaltsanalyse der Populärbiographien in Massenliteratur von Leo Lowenthal liefert ein vielversprechendes Beispiel dafür, was man erwarten kann, wenn diese Verbindung häufiger wird. Indem er die Wandlung der Hauptfiguren in diesen Populärbiographien (von ‚idols of production' zu ‚idols of consumption') verfolgt, benutzt Lowenthal Kategorien, die er aus der bedeutenden Tradition der Gesellschaftstheorie gewinnt. Und um zu überprüfen, ob diese Veränderung Tatsache oder nur Vermutung ist, ersetzt er den Impressionismus europäischer Art durch systematische contentanalysis der amerikanischen Version. Diese Kreuzung der Methoden ist deutlich jeder der beiden Traditionen überlegen."

3

Leo Lowenthal, heute sechzigjährig, ehemals Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung, nach Amerika emigriert, heute Professor in Berkeley, veröffentlichte seine Vorkriegsarbeiten in der schwer greifbaren „Zeitschrift für Sozialforschung"; die späteren Arbeiten sind nicht übersetzt. Seine Studien zu künstlerischer und populärer Literatur gelten der Methodik und Theorie der Literatursoziologie und ihrer Beziehung zur Massenkommunikationsforschung. Als wichtigste Bücher: „Literature and the Image of Man", soziologische Studien zu europäischem Drama und Novelle 1600—1900. „Biographies in Popular Magazines", in: Radio Research 1942—43. Seine sozialpsychologischen Analysen untersuchen die totalitäre Propaganda: „Prophets of Deceit" (mit N. Guterman), 1949.

Lowenthal steht zwischen den etablierten Disziplinen. „Meine Methode ist offensichtlich unorthodox. Als Sozialwissenschaftler behandle ich Materialien, die gemeinhin den Geisteswissenschaften zugeordnet werden; und ich habe Techniken der Analyse benutzt, die sich von den in den Sozialwissenschaften gebräuchlichen unterscheiden."

Die zu Anfang aufgezeigte Diskrepanz zwischen Literaturwissenschaft und Soziologie ist zu überwinden, wenn Mißverständnisse beseitigt werden. „Es hieße jene Theorie schlecht verstehen, wollte man ihr den Glauben an eine unmittelbare Ableitung der Gesamtkultur aus der Wirtschaft zuschreiben, ja wollte man nur behaupten, sie versuche, die Grundzüge kultureller und psychischer Gebilde aus einer bestimmten ökonomisch erklärten Struktur abzulesen. Es kommt ihr vielmehr darauf an, zu zeigen, in wie vermittelter Weise sich die grundlegenden Lebensverhältnisse der Menschen in allen ihren Formen, also auch in der Literatur, ausdrücken", liest man bereits in der „Zeitschrift für Sozialforschung". Und heute: „Gegenüber dem Risiko, von beiden Disziplinen angegriffen zu werden, kann ich nur hoffen, etwas zur Annäherung beider beizutragen."

Im gleichen Sinn verbindet sich bei Lowenthal europäische Soziologie mit dem fortgeschrittenen research Amerikas. Was man qualitative Analyse nennt, psychoanalytische Techniken, Tiefenmethoden, um latente Funktionen und Inhalte greifbar zu machen, ist in dem Sinn benutzt, der ihr auch von Kritikern des Empirismus eingeräumt wird: „Selbst kulturkritische Thesen lassen sich in empirische Fragestellungen übersetzen — obgleich sie demselben Bereich angehören, der zu kritisieren ist —; wichtig ist aber, ob ihnen eine aufschließende Theorie zugrunde liegt." (Adorno)

Gesellschaftstheorie schließt wichtige Kategorien der empirischen Soziologie nicht aus: social system, levels of stratification, social control, prediction, accumulation of theory. Beispiel: „Um festzustellen, welche Art und Befriedigung die Menschen von der Massenliteratur erwarten, muß man exakte Kenntnis dieser Werke haben ‚*in a given social framework*' oder besser, zu einem *bestimmten historischen Moment.*"

Lowenthals Ansatz bietet sich für die Fragestellungen der Literaturwissenschaft an, er gerade untersucht den „Unterstrom„ inferiorer Literatur und die Veränderung der literarischen „Atmosphäre". „Die akademischen Disziplinen, die traditionell mit Literatur befaßt sind, haben nicht reagiert auf den Zusammenstoß mit der Massenliteratur, den Bestseller, Magazinen, Comics usf., und sie verharren in stolzer Indifferenz gegenüber diesen Niederungen der Imagination."

4

„The Sociology of Literature" heißt eine Skizze, die Lowenthal 1948 zu einem Sammelband „Communications in Modern Society" (ed. W. Schramm) beigetragen hat. Es sei mindestens ein Überblick gegeben:

Bereiche der Analyse

1. Literatur und das Soziale System

Der erste Aspekt wäre, die jeweilige Funktion der Literatur im Schichtgefüge einer Gesellschaft zu untersuchen. In primitiven Gesellschaften etwa ist die Literatur noch völlig integriert in kultische Manifestationen; in einer Mittelstandsgesellschaft ist sie differenziert von anderen kulturellen Aktivitäten, sie mag Zuflucht für politische Oppositionsgruppen sein oder als Massenliteratur Zuflucht der Frustrierten.

(Um dem Einwand zu begegnen, dies stünde auch schon in Literaturgeschichten, braucht wohl nicht darauf hingewiesen werden, daß dieses Programm mit dem Kenntnisstand der Soziologie z. T. ausgeführt ist. Vgl. Schücking, Duncan, Escarpit.

Zweiter Aspekt — und hierin über die übliche Kunstsoziologie hinausgehend: die Behandlung literarischer Formen. Die Rahmenerzählung etwa hat bei Storm verklärenden Zweck, kleinbürgerliche Rückerinnerung, nachdem eine Welt zerfallen ist. Bei C. F. Meyer ist sie der Rahmen eines prächtigen Bildes, die Betonung der Singularität, die ideologische Einstellung.

(Auf Lukàcz wird verwiesen, Benjamin, Adorno, aber auch Kenneth Burke. Die Untersuchungen H. M. Enzensbergers, Szondis sollte man wohl auch nennen.)

2. Der Standort des Schriftstellers in der Gesellschaft

Objektiv: Einkommens- und Prestigequellen, soziale Kontrollen, Stand der Technologie und Distribution.

Subjektiv: Selbstinterpretationen, Stereotype usf.

3. Gesellschaft und ihre Probleme als literarisches Material

Die übliche Literatursoziologie untersucht Literatur als Sekundärquelle für die Sozialgeschichte.

Vor allem aber wichtig ist die „Untersuchung der sozialen Implikationen literarischer Themen und Motive" (der „gesellschaftliche Sinn"). Durch die Auswahl der Handlung, Figuren usf. bietet das Werk ein explizites oder implizites Bild der Orientierung des Menschen zu seiner Gesellschaft. Autoren können vorwärts oder rückwärts sehen, aber sie tun es in den Grenzen einer existierenden Realität. Es sind „die persönlichen Gleichungen von Themen und Stilmitteln zu übersetzen in soziale Gleichungen".

Ein Beispiel: Der latente Faschismus Knut Hamsuns ließ sich vorherbestimmen angesichts des Autoritarismus seiner Novellen, der Hinnahme von Naturkräften als unabdingbar, der Kombination aus Brutalität und Sentimentalität, der „Frau-und-Mutter"-Ideologie, der Betonung „natürlicher" Rhythmen.

4. Die sozialen Bedingungen des Erfolgs

Die empirische Erhebung von Phänomenen literarischer Moden muß theoretisch interpretiert werden.

Ein Beispiel: Eine Prüfung von Dostojewski-Interpretationen aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg ergab, daß abgekürzt gesprochen, die sado-masochistische Komponente besonders wirkte. Dieser entsprach die gesellschaftliche Lage der deutschen Mittelschichten; sie waren Träger des damaligen Dostojewski-Erfolges.

Einige dringende Aufgaben

1. Quantitative und qualitative Inhaltsanalyse von (populärer) Literatur, speziell im Zeitvergleich, um gesellschaftliche Trends zu ermitteln.

2. Attitudenforschung bei Autoren um Voraussagen über die „Selbstidentifikation dieser Agenten der Massenkommunikation und ihres potentiellen Einflusses machen zu können".

3. Zeitvergleich von Wertmustern, Ideen- und Emotionskomplexen, wie sie sich in der Literatur niedergeschlagen haben, um möglicherweise deren (künftige) Bedeutung abzuschätzen.

4. Prüfung des Einfluß der sozialen Umgebung auf die Literatur; die Inhalts- und Motivpräferenzen in verschiedenen gesellschaftlichen Zuständen (Kreise, Prosperität) wären zu untersuchen.

Keine Systematisierung werde angestrebt, sagt Lowenthal zu Beginn des Essays. Ein Überblick über die Arbeit, die getan ist und bevorsteht, solle gegeben werden.

Am Schluß wird die Hoffnung ausgedrückt, der Nachbarwissenschaftler habe womöglich „Interesse gewonnen an den Bemühungen und Aufgaben einer verwandten Disziplin und ihrem möglichen Beitrag zu seinem eigenen Arbeitsgebiet".

FRANKFURTER BANK
GEGRÜNDET 1854

jürgen morschel

eine kunst, die funktioniert

anmerkungen zur kunst der gegenwart

wer über das jeweils neue in der kunst sprechen will, steht vor der schwierigkeit, daß jedes neue kunstprodukt eine neudefinition des begriffs kunst fordert. tut es das nicht, so könnte es als kunstwerk — und hier soll ja von kunst die rede sein — gerade so gut ungemacht bleiben. alles leben spielt sich im geschehen und verändern ab; auch die kunst bleibt nur lebendig, wenn sie sich verändert. eine neue kunst ist zugleich die gewinnung eines neuen bewußtseinsraumes, eines raumes, dessen ordnungsprinzip uns noch unbekannt ist — er wäre sonst ja nicht neu — der unsinnig angeordnet erscheint, erscheinen muß, weil wir die bezüge des einzelnen nicht erkennen: das einzelne kunstprodukt ist sinnlos, und nur in dem maß, in dem es sinnlos ist, hat es als kunstwerk überhaupt eine bedeutung, legitimiert es sich als kunstwerk, realisiert es eine wirklichkeit. „sinnvoll" kann uns dagegen überhaupt nur die imitation, das unschöpferische erscheinen: das werk, das uns sinnvoll erscheint, versucht eine wirklichkeit zu realisieren, die wir schon kennen, da dasselbe nicht zweimal existieren kann, handelt es sich hier nur um eine scheinwirklichkeit, um eine imitierte wirklichkeit. für das schöpferische machen gibt es nur die wirklichkeit des unbekannten.

und wir sprechen von kunst. kunst ist. oder: das wesen der kunst ist die tautologie. ein bild ist nicht mehr als das, was auf dem bild zu sehen ist, und ein poetischer text ist nicht mehr als der text selbst. was dahinter und davor ist gehört bereits einem anderen bereich an. wenn man den zugang zu einem bild oder text in einem dahinter oder davor sucht, findet man ihn nicht. nicht ein ausdruck für ein sein liegt in einem bild oder gedicht vor, sondern eine form des seins. information geben über sich selbst, über seinen eigenen bau, „ästhetische information", das ist das einzige, was das kunstwerk und nur das kunstwerk kann. informationen also, die bereits nicht mehr gegeben werden, wenn man über das kunstwerk, über den dichterischen text etwas aussagt. ein kunstwerk kann sich nur selbst sagen und kann auch nur durch sich selbst gesagt werden.

ein gegenständlicher künstler erklärte mir kürzlich: es gelte heute die natur wieder zu entdecken und sie mit den künstlerischen mitteln zu gestalten; er liebe die natur. ich antwortete ihm, ich könne nicht glauben, daß er die natur liebt, denn liebte er sie, würde er vielleicht förster werden oder gärtner. er liebe aber auch die kunst nicht, denn sonst würde er sich mit nichts beschäftigen als der kunst, den mitteln der kunst — und künstler werden. wir versuchen immer noch, die natur in den salons, in den gedichten und museen zu entdecken, und die kunst in der moral, in der natur; dann erscheinen uns die sonnenuntergänge „wie gemalt", und die bilder „wie es in der wirklichkeit geschieht". warum leben wir so gerne von surrogaten, in als-ob-räumen? oder auch ebenso: eine christliche kunst gibt es nicht. christliche kunst bezeichnet vielmehr: künstliches christentum.

die behandlung eines themas muß heute mit den mitteln und den erkenntnissen des bereiches erfolgen, aus dem das thema stammt. alles andere wäre dilettantismus oder scharlatanerie. wenn man unter kunst nicht die möglichkeit zu anachronistischem verhalten verstehen will, bleibt der kunst als thema nur sie selbst: gegenstände, texte, die nur sich selbst meinen, die damit exaktes, kontrollierbares vermitteln, kontrollierbar bis in ihr zustandekommen, gebilde und texte, die in sich funktionieren, die nicht ausdruck persönlich-psychischer vorgänge sind und deshalb nicht funktionieren, weil sie mit einem teil in einem dem betrachter unzugänglichen raum liegen. eine expressive kunst ist heute bestenfalls eine schöne belanglosigkeit, bleibt immer etwas privates des künstlers, und der betrachter nimmt höflich-gelangweilt anteil wie an den reisephotos seiner bekannten. die expressive ungegenständliche kunst ist die kunst der pensionierten gegenständlichen, die letzte zuckung der gegenständlichen malerei: auch hier: ausdruck, abbild: das ist die als-ob-welt des scheins. nicht zuletzt die kunstkritiker — und voran die der ungegenständlichen kunst wohlgesonnenen — halten mit ihren feuilletons landauf landab einen schein aufrecht und unterschlagen das wirkliche, wenn sie auf allerlei metaphern durch die ausstellungen stelzen. es müßte sie schon längst in mißkredit gebracht haben, daß sie sich immer im unkontrollierbaren aufhalten, wo alles so gut wie nichts ist, in den „dahinter" oder „davor".

jahrhundertelang hat die kunst den menschen „veredelt", daß er zuletzt davon ganz dekadent geworden ist. der zynismus des mordens und die kleinbürgerliche unfruchtbarkeit der unmittelbaren gegenwart sind gleichermaßen die folgen. schließlich ist die originalgetreue wiederherstellung im krieg zerstörter schlösser, kirchen usw. nichts als die errichtung geistiger ruinen, lebloser museumsstücke. eine lebendige generation baut sich selbst. und es bleibt auch das vergangene nur in dem maß lebendig, als das jeweils jüngste werk die möglichkeit gibt, das vergangene neu zu sehen. die wichtigste aufgabe ist: realität zu gewinnen, und nicht leblose scheinwelten zu errichten. und das gilt heute mehr denn je und bei weitem nicht nur für den künstlerischen bereich.

es geht heute um werke, die auf grund ihrer eigenen mittel und gesetzmäßigkeiten, ohne anlehnung an die naturerscheinungen, nicht durch abstraktion entstanden sind. eine kunst also, die zu klarheit, gesetzmäßigkeit und damit zu realität selber strebt. notwendig, daß das persönlich-handschriftliche aus der kunst verschwindet. die gesetzmäßigkeiten, die spielregeln, das funktionieren sind das, was an der kunst interessiert.

seit einiger zeit sind eine reihe künstler damit beschäftigt, eine kunst zu schaffen, die im wörtlichen sinn: funktioniert. veränderliche kunst. gebilde, die in bewegung sind, durch motoren, durch beweglich angebrachte teile, die der betrachter in bewegung setzen kann, bilder mit strukturen, die bei der geringsten bewegung des betrachters vibrieren, texte, die nach bestimmten methoden entstanden sind, erkennbaren methoden, texte, die in verschiedenen richtungen zu lesen sind. einige derartige gebilde hat im vergangenen jahr die galerie boukes in wiesbaden ausgestellt, um ein paar namen zu nennen: künstler wie tinguely, bury, soto, agam; unter den autoren: bremer, dieter rot, emmett williams, mon, die konkrete poesie. gebilde, die genau aus sich selbst leben, losgelöst von ihrem schöpfer funktionieren. die vor keinem erlebnishintergrund ihres schöpfers mehr stehen. wie ja schließlich auch kein mensch nach dem erlebnishintergrund des konstrukteurs einer lokomotive oder eines krans fragen würde, sondern danach fragt, wie diese maschine funktioniert. es wird niemand leugnen, daß der charakter unserer zeit von der technik bestimmt ist; daraus folgt aber, daß der technische charakter unserer zeit sich auch in der kunst unserer zeit zeigen muß, und zwar in der anwendung technischer schemata in der kunst, nicht im thema — für das schreiben über technik sind andere leute da, die das exakter tun können als der künstler oder schriftsteller. im vorwort zu „ästhetik und zivilisation" schreibt max bense: „... daß in jeder zivilisation eine enge kommunikation zwischen ihrer technischen und ihrer ästhetischen realität besteht und daß überhaupt jede zivilisation sowohl eine technische als auch eine ästhetische realität besitzt, die, wie in einem system kommunizierender röhren, auf das gleiche niveau anzusteigen bestrebt sind. daß das geschieht, ist zunächst keine frage der ästhetischen konsumation, wie es den anschein haben könnte, sondern durchaus eine frage der ästhetischen produktion, die sich progressiv im geist möglicher zivilisation vollziehen muß, wenn sie diskutabel sein will. die manipulation der mittel ist es, die den ästhetischen und den technischen prozeß unserer zivilisation verknüpft und das interesse an ein und demselben niveau hervorruft. und diese manipulation der mittel in der produktiven ästhetik und in der produktiven technik erzeugt nicht zuletzt jene artistische gesinnung und jene artistische sphäre, denen man heute mit so großem mißtrauen begegnet; man vermutet eine entstellung, wo man ein neues dasein erwarten möchte. doch in wirklichkeit ist nur die hoffnung entstellt und nicht das neue dasein, auf das sie reflektiert. da sie eine echte, also realisierende utopische funktion des daseins ist, in jenem sinne, den ihr ernst bloch gegeben hat, darf sie die mittel der restauration nicht mit den mitteln der progression verwechseln."

von daher wird auch das verhältnis zwischen dem kunstprodukt und dem kunstkonsumenten ganz neu definiert. wenn das funktionieren, das verändern jetzt das wesentliche am kunstwerk ist, ist die haltung des kunstbetrachters nicht mehr möglich. der kunstkonsument muß — will er am kunstwerk teilnehmen — am prozeß des funktionierens, des veränderns teilnehmen, er muß mitspielen. er vollzieht nicht mehr nach, er vollzieht mit, er ist entdecker neuer möglichkeiten innerhalb des vom künstler gegebenen systems. der konsument erlebt nicht mehr das festgelegte kunstwerk, sondern die entstehung von kunst; ja mehr: kunst bezeichnet den moment des entstehens, das funktionieren, bewegen, verändern, das gestalten, nicht das gestaltete. die position des nachvollziehenden kunstbetrachters war die eines historikers, der mitvollziehende erlebt kunst als gegenwart.

auch für die qualität ergeben sich andere maßstäbe. bei der frage nach der qualität muß berücksichtigt werden, daß „qualität" durch gebrauch in unserem denken mit dem statischen kunstprodukt verbunden ist, daß aber die maßstäbe des statischen produktes für kunst als bewegungsvorgang nicht zu gebrauchen sind. ein denkbarer maßstab für die qualität eines bewegbaren kunstproduktes könnte die breite der möglichkeiten sein, die ein vom künstler angegebenes system einschließt, welchen spielwert es hat. das heutige verhältnis zwischen kunstkonsument und kunstprodukt kann nur interesse sein, nicht belehrung, gemütserhebung, bildung oder was sonst. was aber interessieren soll, muß in irgendeiner weise etwas neuartiges sein. die bedeutung des experiments in kunst und dichtung der gegenwart liegt damit auf der hand. dazu gehört damit aber auch die notwendigkeit, orientiert zu sein, zu wissen, was schon gemacht ist. was schon existiert, kann man nur noch nachmachen. nach-machen, serienfabrikation bringt aber die industrie viel besser fertig. es ist lächerlich im zusammenhang mit der forderung nach neuartigkeit von mode zu reden, da diese forderung den begriff mode geradezu ausschließt: mode beginnt bestenfalls beim zweiten stück, niemals beim ersten. ganz abgesehen davon begründet sich kunst nach dem bisher gesagten in erster daraus, daß sie ist, und erst in zweiter linie daraus, wie sie ist. für den kunstkonsumenten ergibt sich die notwendigkeit zur bereitschaft, das herkömmliche passive verhalten eines „kunstbetrachters" gegenüber dem bildnerischen und sprachlichen produkt, das „davorsein" aufzugeben zu gunsten einer spielerischen betätigung innerhalb des vom künstler vorgegebenen systems, zu gunsten des interesses, des „dazwischenseins". das museum wird zum spielzimmer. wir sollten uns für kunst interessieren.

maschinen zu bauen, die nicht funktionieren, würden wir für unsinnig halten; wir könnten uns solche nutzlosen dinge nicht einmal leisten. in der kunst unserer zeit sind bilder und gedichte, die nicht funktionieren, die scheinwirklichkeit sind, genau so leerlauf, vergeudung, die wir uns nicht leisten können.

Helmut Lamprecht

Reflexion über die Sprache

Sprache, in ihrem Ablauf, widerstreitet dem Phänomen des Konkreten: dieses erschöpft sich nicht in der Reihung seiner Details, sondern hat seine wirkende Kraft in der Simultaneität des Verschiedenen. Noch das Begrenzteste ist ein Simultanzusammenhang antagonistischer Natur. Das Atom: sein Kern existiert nicht autonom, sondern durch die Voraussetzung sich bedingender Trabanten. Wahrheit ist komplex. Sprache hingegen entwickelt; ihre Natur ist die Reihe in zeitlicher Folge. Das Konkrete, ins Begriffliche verflüchtigt, verliert die lebendige Gewalt des Zugleich. Sprache ist Sukzession; sie ist, mithin, ihrem Objekt, der Realität, notwendig unterlegen.

°

Subjekt und Prädikat: eine Aura von Assoziationen entfesselnd. Diese kann ihrerseits sprachlich nur so weit artikuliert werden, als die Sprache selber dabei sich nicht im Wege steht. An einem gewissen Punkt macht ihre „Grobkörnigkeit" sich störend bemerkbar.

°

Goethe, in einem Brief an Friedrich Ludwig Schultz: „Auf meinem Wege bin ich diese Unzulänglichkeit der Sprache nur allzuoft gewahr geworden und habe mich dadurch abhalten lassen, das zu sagen, was ich hätte sagen können und sollen." Schiller an Goethe: „Überhaupt ist mir das Verhältnis der allgemeinen Begriffe und der auf diesen erbauten Sprache zu den Sachen und Fällen und Intuitionen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln schauen kann."

°

Sprechen heißt formen; formen heißt begrenzen. Der Mensch: ein Gefangener der Grenzen seiner Sprache.

°

Das Wort ist Wort nur, weil es vom Schweigen noch kündet, aus dem es kam.

°

Schon rein optisch — im Schriftbild — bietet die Sprache einen Hinweis darauf, daß ein Moment des Sprachlosen zu ihr gehört: der leere Raum zwischen Wort und Wort. Auf ihn aber kommt es an, denn in ihm erfüllt sich in Wahrheit das Gemeinte. Und erst zwischen den Teilen eines syntaktischen Großgefüges!

°

Sprache und Gott. Die Mystiker wußten, daß das Höchste sprachlich nur umkreist werden kann, metaphorisch. Die Unio mystica aber vollzog sich in stummer Ekstase. Vielleicht ist das Schweigen das äußerste, was Sprache zu leisten vermag.

°

Ein Beispiel: Jemand fragte Herrn A: „Sie lieben die Stille?" Herr A schwieg.

Handelsblatt

DEUTSCHE WIRTSCHAFTSZEITUNG

Vorzugspreis für Studierende

DM 3,50 bei freier Zustellung an die Studien- u. Ferienadresse.
Auf Wunsch kostenlose Probelieferung

VERLAG HANDELSBLATT · DÜSSELDORF

HERMANN PIWITT

Liegende

Das Aufwachen ist nur ein Auswechseln verschiedener Fieber. Du erwartest nichts von diesen Morgen, ob Morgen oder nicht Morgen, es ist mir gleich. Ein für allemal, ich will nichts sehen und hören davon, in den Schlaf zurück, vergessen was den Körper, meinen Körper, zum Körper macht, Kälte und Helligkeit, wonach die Augen ja schon verrückt sind; noch habe ich sie geschlossen, aber ich spüre es, das Schwarz in den Augen ist heller jetzt, wenn ich sie öffne, wird alles wie immer sein. Wenn ich mich bewege, wird es die Kälte unter den Kleidern wecken, sie kommt, es ist nicht zu ändern. Auch wenn ich mich nicht bewege. Aber ich habe sie satt, die alte Quälerei, ich spüre den Körper, wie er sich zusammenzusuchen beginnt, er kann das schon ganz allein, ohne mein Zutun, Helligkeit treibt die Augenlider hoch, ich müßte jetzt die Lippen aufrühren, die trocken aufeinanderkleben. Die über Nacht eingetrocknete Kinnpartie, ich sollte es wirklich tun, jetzt gleich, sonst kommt man nie mehr dazu. Ich weigere mich einfach, das noch länger mitzumachen. Dann erwachen Geräusche im Kopf, Geräusche des Denkens, der Orientierung, verschiedene Organe, Teile des Gehirns, die sich in Bewegung setzen. Zu arbeiten beginnen. Der Lärm von Hammer und Amboß im Ohr, den ich vergessen muß, wenn ich heil davonkommen will, die Stille wird ihn mit der Zeit übertönen, gewiß, aber darauf ist kein Verlaß; sie ist lauter und gnädiger, als das, was in meinem Kopf geschieht, ich bin weder Herr darüber, noch über irgend etwas außer mir. Ich müßte atmen jetzt, es hilft nichts, ein verrückter Gedanke an meine kleine Geliebte stellt sich ein, aber das ist schon zuviel, vorgegriffen; trockner Schleim hat über Nacht die Atemwege versperrt, die Luft nicht feucht genug, um die Nasenwände geschmeidig zu machen, Teufelei der Schöpfung, Teufelei, man muß die Nase frei haben, wenn man in den Tag will.

Jetzt —

Aufstehen, irgend jemands Vernunft sagt mir, daß du aufstehen, Vorhänge zurückziehen, das Fenster öffnen mußt. Augen suchen sich den Ursprung der Helligkeit selbst, ich kann es ihnen nicht länger verweigern; sie noch einmal schließen, hieße, ein helles Rechteck blau-licht, in die Schwärze des Gesichtsraums schon einlassen. Wozu hat man schon soetwas: Augen haben ein Anrecht auf Licht. Fensterkreuz zerschneidet Himmel und das darunterliegende Land in vier Teile, der obere Rand des Landes reicht nicht bis an den Querbalken des Kreuzes herauf.

Anfangs grün, nichts als grün, kleinste Bestandteile, die in ständiger Bewegung sind, dann werden Konturen unterscheidbar, schlanke, sich rasch verjüngende und breitausladende Baumformen, Apfel- und Birnbäume, die Behauptung ist unsinnig, aber man kann das so sagen. Dahinter niedriges Gesträuch, das einen braunen, penibel gerauteten Zaun halb verdeckt. Dahinter Wiesen, der Grasbestand im Vordergrund mit dem bloßen Auge noch auszumachen; hartes grobes Riedgras, das feuchte dunklere Flecken ausspart, das sind wohl am Ende noch Moore! Das Land fällt zum Horizont hin ab, steigt an.

Genug, ich habe nichts anderes erwartet. Und nicht einmal das.

Ich weiß nur, daß ich mich den dritten Tag aufs Bett warf und einige Stunden weinend vergingen, zuletzt darüber, daß das thörichte Herz in unsinnigem Dienste fortfuhr zu schlagen.

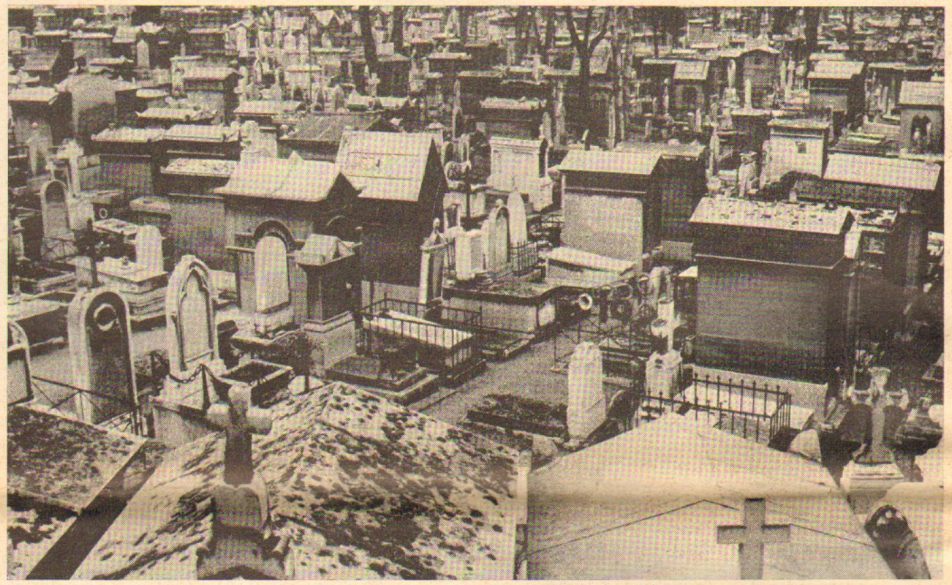
Erst kam ich hierher. Nichtswürdiges. Tage, Datierungen liefern keine Anhaltspunkte, Auffallendes im Gelände, verrückte Auf- und Untergänge von Gestirnen, im Bewußtsein zerfällt's. Gut denn, ich kam hierher, ich habe es nicht anders gewollt, ich konnte nicht ewig in dem Wasserloch liegenbleiben. Deine Geliebte erwartet dich, sagte Max. Ich kam von Aplerbeck nach Rhynern, irgend etwas trieb mich, die verschiedene Luft, plötzliche, halbvergessene Gerüche, frisch gestochener Torf, aufgeziegelt. Organisches, kleinste Bestandteile, die einander zersetzen, eins würgt das andere ab. In Farben verliert sich's. Modert, von Kind an vertraut. Zwischen den Schilfen filzt es algig, verborgene Laichplätze, das könnte einen Mann schon tragen! Spuren von Huftieren, Schafen führen den Ufersaum hinab. Dann zerreißt die verrunzelte Haut stehenden Wassers, Wasser schließt sich warm und kalt um Nase und Mund.

Später Lichter, Motorengeräusch von der Chaussee her, Aplerbeck-Büren, aber näher gegen Rhynern als gegen Aplerbeck zu. Abends wird ganz in der Nähe gemäht, Buben, kälberköpfig, blaßblau im Gesicht, Augen wie kleine Quallen in den Nestern, später etwas entfernter gegen Rhynern zu. Hände griffen ins Gras, Teile des Horizonts, wurden klamm, Wasser rückt warm und kalt den Körper herauf . . .

Es ist Zeit, Herr, es ist Zeit. Jemand sagt, ich hätte heute noch etwas vor. Eine Frauenstimme. Da ist sie wieder. Sie muß die ganze Zeit schon mit mir gesprochen haben, jetzt im Aufwachen kommen ihre letzten Worte, ich weiß nicht, worauf sie damit hinaus will, aber gut denn, dies ist ein Tollhaus, gut, Stimme, ich habe heute noch etwas vor, ich müßte etwas essen, der Mensch muß essen, wenn er leben will. *Bei mehr Schwäche, Gustav, kann ein solcher Zustand zur Tollheit führen.* Eier, Butter, eine Dose Wurst, alte Kartoffeln, die man zur Not aufbraten könnte, habe ich noch im Haus, das einzige, worüber ich mir noch Klarheit verschaffe. Das Leben ist nicht sonderlich übersichtlich. Man muß vorausplanen. Unerwartetes könnte plötzlich eintreten. Später fände sich vielleicht jemand, der mit mir ein Bier trinken geht. Die Zeit will genützt sein. Dazu müßte ich mich allerdings noch etwas ausruhen. Ein Bier ist immerhin ein Bier. Ruhig hinlegen sollte man sich, schwach arbeitende Tatkraft, physischer und moralischer Speck, unverständlich, entweder monströs oder himmelsfunkenlodernder Keim, von Wanderern zertreten, Kraft mit Speck vertatloset.

Du müßtest dich noch etwas entspannen, um am Abend kräftig zu sein.

So liegen. Männer, die in Stiefeln sterben. Die Gegend ist trostlos. Teufelei der Schöpfung. Man muß versuchen, sich zurechtzufinden. Nur nicht den Mut verlieren, sagt jemand. Alle sieben Jahre erneuert sich der Körper. Die Gegend ist trostlos. Augen, Kopf in den Kissen, beginnen schon zu unterscheiden. Augen schneiden einen stumpfen Winkel von hundertdreißig bis hundertvierzig Grad aus dem Zimmer heraus. Nun unterscheide. Links ist nur die holzverschalte Wand, unregelmäßige Stellen im Holz, die Farbe ist da und dort abgeblättert, die abgeblätterten Stellen formen verrückte Figuren, Fugen zwischen den Brettern unterteilen das Weiß. — Fast unter der Decke ein Bilderhaken. Was daran hing, fiel irgendwo hinters Bett, ich erinnere mich nicht, ich kann meine Augen nicht überall haben; schließlich: Was soll's? Auch klebt da und dort noch genug Gemaltes, irgendein liebevoller Geist muß die Bilder hier angebracht haben, aber die Nadeln, mit denen die bunten Drucke warumwieso festgesteckt sind, lösen sich, manches hängt nur noch an einer Ecke herab, bis ein Windstoß, die stille Übereinkunft von Nadel, Holz und Papier es ganz



heruntenwirft. So, sage ich, bringt es sich am schnellsten zu Ende. Dieser zahnig gebogene Haken, Messing, einen Nagel durch den Kopf, ist mir fürs Auge genug.

Das Radio spielt, ich kann es nicht verhindern, es quält mich soviel und sowenig, wie es mich quälen würde, wenn es nicht spielte. Anfangs noch wurde ich nicht müde, morgens mich aufzurichten: Lauschen, Feststellen: Sieh mal an, da ist es wieder. Und von dem und dem das und das. Die „Siebte", sagte jemand. Gut denn, wenn es unbedingt sein muß: Die „Siebte". Es sind Flausen, Eingebildetes, das gibt sich, mitderzeitmitdemliegen. *Laß das bißchen Jugend, auch du findest nicht wieder, was du an sie verlorst.*

Musik macht schön, sagt die Stimme. Sie spricht noch immer, sie hat vermutlich nie aufgehört, wenigstens war die Stille durchsetzt von menschlichen Lauten, seitdem ich wachliege, oder anders: Ich nahm die Stimme für die Stille, es ist manchmal die einzige Möglichkeit, sich Ruhe zu verschaffen. Ruhe. Aber jetzt erkämpft sie sich hartnäckig mein Gehör zurück. Gut denn, ich bin kein Unmensch, man lebt nicht allein auf der Welt, man muß versuchen, miteinander auszukommen. Jeder hat schließlich seine Last zu tragen. Ich muß sie reden lassen, auch wenn ich sie nicht verstehe. Ohren unterscheiden nicht mehr als Schwankungen der Lautstärke, dann und wann ein Wort, Gehirn kaum Sinnzusammenhänge. Irgendwo rauscht eine Wasserspülung. Auch schwillt gerade jetzt die Musik wieder an. Einmal fällt der Name Gustav. *Gustav.*

— Warum antwortest du nicht?

Das u, das a, Laute, die für Momente Festigkeit annehmen, sich zu losen unregelmäßigen Ketten zusammenfügen, Glieder verdünnen, verdicken sich, wechseln die Farbe ununterbrochen, dann schwillt die Musik wieder an, ich höre nichts von ihr, ich höre auch die Stimme nicht mehr, nur den schrecklichen immergleichen Summton in den Gelenken, der mir sagt, daß ich es bin . . .

Erinnerungen, Erinnerungen, rufe ich auf gut Glück in das Durcheinander, oder: Ja, das Leben . . . Jemand könnte am Ende wirklich in der Nähe sein. Ich gebe in unregelmäßigen Zeitabständen ein paar Seufzer hinzu, ich bin da nicht herzlos, und dann spricht sie weiter über das Leben . . .

So liegen. Ich weiß nicht, seit wann. Tage, Datierungen geben keine Anhaltspunkte. Auffallendes im Gelände, Erinnerungen liefern ans Messer der Hoffnung.

Deine Geliebte erwartet dich, sagte Max. Marianne, kleines eitles. Ich hatte richtig geraten, als ich ein gutes Herz in ihr vermutete. Sie konnte nicht ertragen, wie ich litt, als sie mich verließ. Ich sage: ich litt. Frauen lieben traurige Männer sagte Onkel Rasha. Also litt ich. Ich litt, wie Onkel Rasha mir geraten hatte, was das Zeug hielt. Sowas wird allgemein als ein Zeichen von Gefühlstiefe gewertet. Sieh mal an, ein wertvoller Mensch! Alle Leute drehen sich nach ihm um. Es macht mir Spaß, wenn sich die Leute nach mir umdrehen und mich für einen wertvollen Menschen halten. Wen machte das nicht Spaß? Gibt es etwas Schöneres, als herzzerreißende Trauer, die aus einem edlen Herzen kommt? Wer wollte da kühl bleiben.

Später verlor ich auch Max aus den Augen. Eine Zeitlang sah ich noch seinen Kopf über Wasser. Wir hielten uns fest und jeder glaubte vom anderen, daß er ihn retten wollte. Später wurde es dunkel. Teile des Horizonts, Grasbüschel winden sich aus der Umklammerung von Händen. Die Gegend ist trostlos. Ich dachte an Marianne und überlegte, ob es mir leid tat, daß ich sie gequält und belogen hatte. Ich spürte nichts. Ich wartete eine Weile. Ich rechnete mit einer leichten Beunruhigung, mit Beklemmungsgefühlen zwischen der 13. und 14. Rippe. Jetzt. Schmerz. Wenn ich Glück hatte, würde es zu Tränen kommen. Ich spürte nichts dergleichen. Nur Nässe und Kälte, und auch das nicht. Ich überlegte, ob es ihr leid tun würde, wenn sie mich jetzt hier so liegen sah. Und ob es mich rühren würde. Ihr Mitleid. Die Anteilnahme der ganzen Welt. Die wirkliche und geheime Wirksamkeit Gottes bei der Regelung psycho-physischer Zusammenhänge.

Später wurde es dunkel.

Wochen, nein, Monate kenne ich jetzt dieses Zimmer und alles darin erinnert mich an mich, so als sei ich schon einmal darin gestorben. Schweißgeruch verliert seine Schärfe, wird muffig, trocken alt. Das Laken schmiert talgig unter den Händen. Laß alles liegen, so bringt es sich von selbst zu Ende.

Seither habe ich den Raum nicht verlassen, wir verstehen uns, sowas erschließt sich, wenn man nur geduldig wartet. Die Intimitäten des Mobiliars, da entdeckt man viel Gemeinsames. Man beginnt den nächstliegenden Gegenständen Namen zu geben, hier und da ein Augenzwinkern, ein leichter Klaps . . . Fernerliegende Möbelstücke, verstaubte Ecken, die das Licht aussparen, werden dem Auge vertraut.

Augen wandern ohne jemands Zutun. Auf dem Sessel, links (sagte ich links?) ist Kleidung aufgehäuft, ein weißes, ein blaues Hemd, die Hose. So hast du es gestern verlassen, vorgestern, vor Wochen, ich erinnere mich nicht mehr, aber man hat sich daran gewöhnt, für vollendete Tatsache zu nehmen, was sich nicht mehr nachprüfen läßt. Das spart Denken, Zeit. Ich muß mit meinem Kopf haushalten, es ist sowieso nicht mehr zu spaßen damit. Auch nimmt mich mein Körper vollauf in Anspruch, dieses seltsame Anhängsel, das nur noch wenige Lebenszeichen von sich gibt; und dann lauere ich ihm auf wie einem erstarrten Insekt, ob er nicht doch noch auf irgendetwas reagiert, Hungergefühle, Lichtwechsel, Kälte, Schmerzen spürt, aber das geschieht alles sehr fern von mir, irgendwo unterhalb des Halses, fast unzugänglich, wenn man nicht wüßte, vom Hörensagen, davon . . .

Jemand spricht. Spricht wieder. Ich sollte aufstehen, sagt jemand, ich hätte heute noch etwas vor. Ich kenne diese Stimme von irgendwoher, fast möchte ich sagen: sie ist mir vertraut. *Vertraut.* Das heißt, ich könnte sie von anderen unterscheiden. Soweit wenigstens, daß ich mit einiger Sicherheit sagen kann, daß es nicht zwei Stimmen sind, sondern

Männer III

nur eine, die da spricht. Ich überlege, ob es mich nicht doch noch rührt. Ich würde ihr so gerne folgen. Aufstehen, mich erheben, aber ich erhebe mich ja schon. Da erhebe ich mich, richte mich auf, bin schon auf den Beinen, mit allem was ich habe: Nun überall Mannheit, Drangdruck hoher, erhabener Bug und ruhiges kraftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von untertänigem Verkriechen zwischen den Beinen und hühnerhündischer, wildwitternder ängstlicher unschlüssiger Horizontalität —, aber nein, lieber wortlos, an diesen Tag sind Worte verschwendet, er hängt mir zum Halse heraus, mit seiner Helligkeit, die keine Überlegung, keinen guten Willen erkennen läßt, folgt der blinden Bewegung des Tages und der Jahreszeiten, und was ist das schon. Es ist hell geworden, es wird auch wieder dunkel. Teufelei der Schöpfung, Teufelei. Es langweilt mich, von Herzen mit Schmerzen, es interessiert mich nicht einmal. Daß meine Augen überhaupt so etwas wahrnehmen, bestätigt mir, daß ich nicht mehr Herr meiner Sinne bin . . .

Und jetzt liegst du hier. Sie brachten mich hierher. Tage, nein, wochenlang mußte ich so gelegen haben, dann fing ich an zu unterscheiden. Irgend etwas in meinem Kopf fing an zu unterscheiden. Dies ist eine Hose. Strümpfe. Ich rief Stück für Stück beim Namen, deutete mit dem Finger darauf. Schuhe, so wie sie stehen, lassen sie den Schritt noch ahnen, mit dem ich gestern herausstieg. Irgend etwas stieg heraus. Kleidung liegt durcheinander. Später sah ich zuweilen eine junge Frau, wie sie meine Sachen aufhob und zurechtlegte, Blumen in einer Vase ordnete —, die schönen Chrysanthemen. Ich stellte mich schlafend, sie hielt mich dafür, ich beobachtete sie durch die Augenwinkel, die dunkle Figur, die sich in einem Rock aus blauer Schwesternseide vor dem Fenster hin- und herbewegte, leise herumhantierte. Irgendeine unglückliche Idee davon, wie dieses Zimmer, diese feuchte ungelüftete Höhle, in besseren Tagen einmal ausgesehen haben mag, scheint sie immer wieder zu mir zu treiben; die Erinnerungen an einen lieben Menschen, die ein Photo wachhielt, das sie nicht müde wird, in die Hand zu nehmen, mit dem Tuch abzureiben, und zwischen die Blumen zurückzustellen . . .

Augen gehen emsiger ohne jemands Zutun. Augen erfassen den Schreibtisch, eine millimeterschmale Drehung, sie machen das schon ganz gut von selbst. Neben dem Sessel erfassen sie den Schreibtisch, zähe Flecken, Brandstellen, jetzt liegen Bücher drüber. Bücher. Sie liegen durcheinandergehäuft, nur hier und da ist in der Art, wie sie geschichtet sind, noch ein ursprünglicher Plan zu erkennen. Gut denn: Bücher. Wozu das. Anhaltspunkte. Ich habe sie zum Lesen nie benutzt, so etwas sagt mir nichts. Ich habe vollauf zu tun mit den nötigsten Verrichtungen, essen, trinken, schlafen, die Beschäftigung mit den verschiedenen Gliedmaßen, eigensinnige Arme und Beine, die dem Kopf nicht mehr recht gehorchen, auch muß man seine Körperöffnungen sauberhalten, da ist es mit Büchern nichts. Anfangs stützte ich noch mein Bett damit ab, es ist nicht mehr das neueste, auch liege ich wohl zuviel darin, aber einige Bände, vorne und hinten unter die Kanten geschoben, geben Halt.

Nur in einigen Bunten blättere ich manchmal, Bilder- und Malbücher, und fast bereitet es mir Glück, mit einem Buntstift, den ich zwischen den Decken wiederfinde, die Umrißzeichnungen rechts nach den farbigen Vorlagen auszumalen, ein Hühnerhof, Kinder mit Bällen, Rollern; Kühe . . . Auf der gegenüberliegenden Tischkante, zum Fenster hin, rechts, gesetzt, man kommt von Nordosten auf den Tisch zu, die Angaben bleiben im Vagen, auch werden hier schon die Konturen ungenauer —, auf der rechten Tischkante liegen bunte Steine, Kastanien, Harze, ein Pelikan aus Bast, eine Stoffpuppe, Bruchstücke von Musikinstrumenten, das alles liebevoll gesammelt und aufgehäuft. Ein sanfter, in sich gekehrter Mensch, der die Stille liebte, muß hier gelebt haben, Liebhaber von kleinen Dingen. Das tat sich gütlich, Bilder an die Wände zu heften, Stadtansichten, liebevoll auf Borke gemalt. Das ging darin auf. Ein Mensch mit Innenleben, auch ein Photo ist von ihm da, ein netter Junge, wenngleich der Kopf etwas grob anmutet, kälberköpfig, blaßblau, die Augen sitzen wie kleine Quallen in den Nestern, auch sieht die Lippe aus, als sei sie einmal gespalten gewesen, nach unten zu vernäht . . .

Gib uns Frieden —

Hände, die auf der Decke im Kalten liegen, werden klamm. Es ist noch früh im Jahr . . . Hände, um Büschel von Gras, Teile des Horizonts geklammert, färben sich weiß und blau. Deine Geliebte erwartet dich, sagte Max. Ich kam von Aplerbeck nach Rhynern, ein gutes Stück Wegs nach Büren zu. Ich schrieb ihr, daß ich sehr litte und daß sie schön sei, im Dunkeln, wenn das Mondlicht in den Schilfen ihrer Wimpern spielt . . . ihrer Wimpern spielt. Wir hatten uns schon lange gekannt. Eines Abends gestand sie mir, daß sie so sehr für das Schöpferische sei. Ich sagte, auch ich sei für das Schöpferische. Wir wurden ein Herz und eine Seele, weil wir doch beide für das Schöpferische waren. Später ging es nicht mehr so gut. Ich sagte ihr, wenn sie für das Schöpferische sei, könne sie doch auch mit mir . . . Sie sagte, das sei nicht das wahrhaft Schöpferische, das wahrhaft Schöpferische sei der Geist. Ich sagte ihr, daß ich Lust hätte, ihr den Hintern zu polieren mit ihrem „Geist" und verprügelte sie. Sie fand das herrlich männlich und sagte, daß sie mich jetzt erst für einen wahren Schöpfer hielte. Dann machten wir es. Aber davon konnten wir nicht leben. Sie verließ mich.

Ich schrieb sehr zuversichtlich, daß ich bald sterben würde . . . Sie antwortete.

Genug. Gib uns Frieden sagt jemand. Ich sollte aufstehen, ich kann nicht ewig hier liegenbleiben und Radio hören. Es ist die „Siebte", sagt die Stimme. Gut denn, und wenn es zehnmal die „Siebte" ist. Es sagt mir nichts. Flausen, für Leute mit ungesunder Phantasie, schöngeistige Dummheiten für Müßiggänger und kranke Gehirne. Ich mag Leute mit gesunden Nerven, die mit dem Leben fertig werden. Friseure, Soldaten. Aber für soetwas habe ich keine Zeit. Ich habe vollauf zu tun, solche Anstrengungen zu vermeiden. Und nur zuweilen noch, wenn sie einen kräftigen Marsch spielen, richte ich mich auf, ich sage etwas, es überkommt mich, es rührt mich zu Tränen, und fast verlockt es mich, das Bett zu verlassen, ich möchte aufspringen, das sind Visionen, alles pocht an mir, ich möchte mitmarschieren: Was für eine Zeit, lauter ausgesucht schöne Leute, Grenadiere und Voltigeurs. Sie haben ein herrliches kriegerisches Aussehen: Strecke das Gewehr, armer Teufel, laß die Perücke aufmarschieren! Fühlt's, hört's, und Donner werde dem Kerl, der dich anpackt!

Auf dem Sessel liegt mein Pyjama, ich ziehe ihn nur noch an, wenn Besuch kommt, er hat blaue Borten und einen blumenbestickten Kragen. Ich paradiere darin im Zimmer umher, zeige mich von hinten und von vorn, salutiere. Was für einen schönen Pyjama du hast, Gustav. Freund. Geliebter. Kollege.

Vormittag. Helles Wetter, welches eben bei diesem Worte wieder diesem Worte wieder dunkelt; wieder hell. Südostwind.

Ich habe mich aufgerichtet, irgend etwas ganz in meiner Nähe hat sich aufgerichtet, es ist ein qualvoller Vorgang, sich den Körper ins Gedächtnis zurückzurufen, der irgendwo fernhin abschwebt, aber so geht es gerade noch:

Die Arme rücklings aufgestemmt, das Kreuz durchgedrückt, Hopp, Hopp, das läßt sich aufrichten wie einen Mast, die Mechanik ist die einfachste, die Aussicht ändert sich mit jedem Zentimeter. Und da hätten wir ja auch schon etwas ganz Neues entdeckt, ein Gesicht sieht vom Fenster herüber, ich hatte es bisher nicht bemerkt, aber das geht in Ordnung, die Aussicht von hier oben ist die beste, ein Gesicht, jetzt erkenne ich es genau, es sitzt mir gerade gegenüber, es winkt, es wakelt mit dem Kopf, wird blaß und rot und wieder blaß, es läßt die Augen unter die Lider rutschen wie eine Puppe, dann kräuselt es die Stirn, dann bleckt es die Zähne und läßt die spröde Haut schuppen, dann wird es dunkel und wieder hell, und noch immer ist es da, kälberköpfig, blaßgrau im Gesicht, die Augen wie kleine Quallen in den Nestern . . . Aber wie soll ich es schon beschreiben, womit soll ich es vergleichen. Soll ich Unbekanntes mit Unbekanntem erklären. Ein Gesicht ist ein Gesicht und nicht einmal das. Die geschwollenen Lider und die lappigen Tränensäcke haben die Augen zu einer schmalen Öffnung zugewachsen, von den Augenwinkeln her strahlen Fältchen bis über die Schläfen hinaus, zur Nase hin kleben kleine verkrustete Klümpchen von Salz und Schmutz und Talg. Über die Wangenknochen weg schwappt die Haut und läuft, wo sie sich am Unterkiefer zu einem Wulst faltet, in einen zitternden Lappen aus. Die hochgezogenen Mundwinkel verlängern den kretinös geöffneten Mund zu einem starren Lächeln.

Weiß Gott, es lächelt mir zu, und vielleicht haben wir uns wirklich schon einmal gesehen, vielleicht erhebt es mit Recht Anspruch auf meine Bekanntschaft, heute, gestern, vor Jahren, wann immer es gewesen sein mag, als eine seltsame von Amnesie befallene Mutter es sich in ihrem Leib vorstellte, zurechtlegte, eh sie es, auf einen aasigen Körper gepflanzt, ans Licht warf wie das Meer einen bauchoben treibenden stinkenden Fisch auf den Strand.

Aber nichts da. Es geht mich nichts an. Es ist vertane Zeit. Es interessiert mich nicht. Weder dieses Gesicht, noch jenes auf dem Photo, dem es gleicht, noch sonst irgendeins, das ich da irgendwo in der Nähe meines Kopfes zwischen den Schultern habe, eine riesige behaarte Spinne, die irgendwann den Rücken heraufkroch, sich am Hals festbiß, einschrumpfte und abstarb, da ist nichts mehr lebendig, da will nichts mehr bluten, Haut, organisch Verkrustetes, auf Wangen, Stirn und Nasenbein drapiert, abhebbar, irgendwo da, wo mein Kopf im Raum steht, da ist nichts, was soll mir dieses Gesicht, das sich nachäfft, da ist alles abgekartet, auch die Auswege, von einer Miene in die andere, auch die Irrwege. Ich habe nichts zu schaffen damit.

Nein, ich habe nichts zu schaffen mit ihnen, weder mit jenem noch mit diesem noch mit jenem dritten, weder mit dieser Stimme da unten zwischen ihren Töpfen, ihrer Wasserspülung und ihrer Radiomusik, noch mit „ihrem" Gustav, nach dem sie schreit, damit er auf sich Anspruch erhebt, damit wieder auf sie Anspruch erhebt, und sie auf ihn und er auf sie, und sie auf andere und andere auf beide, und so weiter, immer weiter, endlos, das will nicht aufhören, sich glaubhaft zu machen, sich herauszukehren, sich zu überzeugen, das höret nimmer auf, bis daß der Tod euch scheide.

Aber für mich ist der Fall erledigt. Ich sage: erledigt.

— Gustav, ruft sie.

— Warum antwortest du nicht?

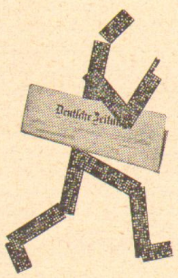
Und nun kommt sie tatsächlich rauf, sie kommt, die Stimme allein, und nicht die Stimme allein, da ist noch etwas dabei, etwas, das seine Ausdehnung, sein Gewicht, seine Luftverdrängung hat, sie kommt, spart nicht einmal die Mitte der Stufen aus, um Geräusch zu vermeiden, nein, mit einem Hierbinich und einem Machmitmirwasduwillst kommt sie, aufdringliche Rührung, mutterschweinische Weichmut im schlappen Hang, strotzend vor Innenleben und ihre Seele wie eine Fanfare voran, als ob es nichts Wichtigeres gäbe als die Seele —, ich aber mache jetzt diesem Spuk ein Ende, ich bin nicht ihr Gustav, und i h r Gustav schon gar nicht, ich bin nicht dieser Kretin, weder der im Spiegel noch der auf dem Photo, noch der, der da irgendwo zwischen meinen Schultern haust, den da irgend etwas, was mein Körper sein soll, irgend etwas Organisches, relativ Festes, Zusammenhängendes wie ein Kegelkugel mit sich herumschleppt, wie eine Spinne, die sich an meinem Hals festgebissen hat, abstarb.

Ich bin auf und habe die Tür verriegelt.

Jetzt liege ich wieder ganz still. Ich höre sie weinen, sie hat oft geweint, seitdem sie mich hierherbrachten und mich in diese Matratzen einsargten. Ich will ihr nicht weh tun.

Niemand sollte jemandem wehtun. Ich will nur meine Ruhe haben, Ruhe. Sie ist ein vernünftiges Mädchen. I c h werde sie in dem Glauben lassen, daß sie Marianne sei und ich „ihr" Gustav, und s i e erspart mir ihren Anblick und läßt mich allein. Ich bin allein, allein genug. Ich brauche sie nicht noch dazu. Ich bin kein Unmensch. Von mir aus kann sie ruhig Marianne sein. Warum nicht? Sie weiß es nicht besser. Und was soll's? Und was würde es schließlich ändern, wenn sie es wirklich wäre? Es sagt mir nichts. Genau so könnte jemand von sich behaupten, daß er ein Strumpf, ein Korb voll Äpfel, mein Arm oder der liebe Gott wäre. Ich sage noch einmal: Es sagt mir nichts. Und gesetzt, diese seltsame gesellige Frau käme irgendwann wirklich und behauptete, daß sie mein Strumpf und nicht meine Frau sei. Was würde das an dem Sachverhalt ändern, daß ich hier liege und meinen Körper aus dem Gedächtnis verliere, der langsam abbröckelt, Stück für Stück, abschuppt, gerade noch fest und handlich genug, um sich widerwillig andern glaubhaft zu machen, für mich ist der Fall erledigt. Ich sage: *erledigt.*

Der Morgen macht alles ungenau. Die Helligkeit ist versetzt mit unzähligen winzigen schwarzen Körnern, Rückständen der Nacht, die in dauernder Bewegung sind. Das zappelt, tanzt, flimmert, lagert sich zwischen Unterscheidbares, verwischt die Grenzen. Das Weinen hat aufgehört. Das Radio ist still. Stille mauert, schiebt kleinste Partikel zusammen. Staub, Undefinierbares. Verbindungen daraus. Trennen sanft Gliedmaßen vom Rumpf, Rumpf vom Kopf. Die schwimmen weg, da ist nichts mehr, daß sich irgendwie nennen könnte, ansprechbar wäre, summendes Geräusch der Lähmung wird in den Beinen wach. Rumpf schmilzt zu einem unförmigen Klumpen zusammen, tierhaft, dickhäuterhaft. Da sind noch kleine Oasen des Schmerzes, schon dem Schlaf angehörig. Dann kaum noch Organisches, Hände machen sich selbständig, zucken, nun ist es schon nicht mehr kalt. Geräusch von Hammer und Amboß im Ohr, zeitweilig noch, setzt dann ganz aus. Schlaf.



Für Studenten Vorzugspreis monatlich 3,— DM

Deutsche Zeitung

Durch tägliches Lesen dieser großen, überregionalen Tageszeitung werden Sie sich Ihre eigene, fundierte Meinung zu den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen bilden.

Die Deutsche Zeitung wird Ihnen deshalb für Ihr Studium und Ihren späteren Beruf immer von Nutzen sein.

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift. Bestellungen und kostenlose Probenummern durch den ASTA.

Unsere Anschrift: Deutsche Zeitung, Vertriebsabteilung
Köln, Apostelnstraße 13

Wir bitten Sie um Ihre Aufmerksamkeit für den dieser Ausgabe beiliegenden Prospekt der Fischerbücherei.

Dieser Ausgabe liegt ein Blatt der Landesbausparkasse Hessen bei, auf das wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

Foto: Abisag Tüllmann

HANS ARP

DIE TELLER

Nun haben die Teller die Fressereien und Fresser satt.
Sie wollen nicht mehr auf sich fressen lassen.
Sie wollen im Gegenteil selber fressen.
Die Freßwut ist auf die Teller übergegangen.
Die Teller sind bodenlose Schlünde geworden.
Was sich auf einem Teller niederläßt
ein singendes Vögelchen oder ein entschlafenes
eine Wurst ein Kalbskopf oder dessen Füße
lebendig oder tot roh oder gebraten
wird gefressen.
Wer oder was sich selbst nur über einen Teller
mit vornehmer Zurückhaltung beugt
eine Fürstin eine Gliederpuppe oder ein Monument
ist von dieser Welt auf ewig verschwunden.
Selbst Polizei und Armee verschwinden
just weil sie todesmutig sind.
Es ist nun Schluß mit dem Scharren Schaufeln und Rühren auf Tellern.
Und auf dem Friedhof häufen sich die Inschriften
„Vom Teller verschlungen"
„Hat sich zufällig vor einem Teller niedergelassen"
„Wurde wie es vorauszusehen war zwar mutig aber unfehlbar
vom Tellerungeheuer verschluckt."
Alles aber auch alles fressen und verschlingen die Teller:
Brieftauben Briefbeschwerer Luftballons Rosen Nasen
rohe und gebratene Igel reißende Wölfe
edle weltberühmte Feinschmecker Osterhasen Nackttänzerinnen
kleinere oder größere Andenken Athleten frisch tapezierte Löwen.

RICHARD HUELSENBECK

„DIE ANGSTVÖGEL"

Morton hat sich vom Boden erhoben, er sieht um sich, es ist heller Tag, der Himmel ist blau, Morton zieht sich die Jacke aus, legt sie auf den Boden tritt darauf, glättet die Jacke und setzt sich auf die Jacke:

„Man muß immer so tun, als hätte man etwas zu vergeben, besonders, wenn man nichts hat, die Dummen sind die, die geben, wenn sie haben, die Klugen diejenigen, die geben, ohne zu haben und die Wirklichen diejenigen, die nur tun, als gäben sie, ohne zu haben und ohne zu wollen. Ich sitze auf meiner Jacke und einer soll mir sagen es wäre schlechter als der Teppich, auf dem der Perserschah seine Hinterbacken zur Ruhe bringt. Was soll ich Ihnen sagen, mein Schicksal ist schlimmer als Sie es sich gedacht haben, ich bin hier auf der einsamsten aller Inseln, so wie Robinson, aber ich fühle mich wohl seitdem ich mich entschlossen habe, hier zu bleiben, ich kam mit Fedor und Mabel, wie Sie vielleicht aus dem Zeitungswust, der schon wieder erscheint, wissen mögen. Die Katastrophe war kaum vorbei, dann fingen die Zeitungen schon wieder an zu erscheinen, mit genau denselben headlines, genau denselben Mördergeschichten, genau derselben verlogenen mickrigen Interpretation der Politik, wo doch zum Beispiel gar keine Politik mehr da ist, die Länder liegen alle brach vom Bombenkrieg, wir schätzen, daß von den vier Billionen Menschen zehn Millionen überlebt haben, aber es ist immer noch genug, um die kalte Kotze zu kriegen, die Menschen sind wie die Wanzen, eine ärgert Dich ebensosehr wie zehn oder zwanzig oder gar hundert. Aber lassen Sie mich, ehe ich Ihnen eine Beschreibung von Mabel und Fedor gebe, erzählen, was ich erlebt und gesehen habe. Ich spreche ins Leere, aber ich weiß doch, daß Sie mir alle zuhören. Sie haben ihre Taschenantennen gegen mich gerichtet, ich bin der große Nichtwiederaufbauer, der Mann, der aus dem Unglück praktische aber keine philosophischen Schlüsse gezogen hat. Die Deutschen versuchten sich mit Nietzsche und Schopenhauer, die Franzosen mit de Gaulle, dem Parfüm und der Liebe, die Spanier mit Goya und den Stierkämpfen, die Italiener mit den Spaghetti zu rechtfertigen, ich, obwohl deutscher Herkunft, rechtfertige mich mit nichts, ja ich gehe weiter, ich denke, daß die Rechtfertigung als solche eine Krankheit ist, mit der ich nichts zu tun haben möchte. Wie es anfing, es fing mit Vögeln an, Sie wissen es alle, obwohl niemand es glaubt. Als der nun berühmte Patient Alwin Dodds zu dem Psychiater Ferlingetti kam und erklärte, seine langbestehende Schizophrenie werde besser in dem Augenblick, wenn sich sein zahmer Kanarienvogel auf seinen Kopf setze, ging die Sache los. Ferlingetti sprach mit Dr. Abimal auf einer Konferenz in Stockholm, Dr. Abimal erklärte, daß alle Geisteskrankheiten mit dem Leberextrakt von Kanarienvögeln geheilt werden könnten, man fing an, die Vögel zu verfolgen, zu braten, zu zerteilen, die Unesco mit ihren liberalen Grundsätzen mischte sich ein, Eisenhower erklärte, er würde niemals den Mord sovieler Kanarienvögel dulden, Chruschtschow sagte, daß, wenn es nötig sei, alle Kanarienvögel der Welt dem Volke dienen müßten (um die Krankheiten auszurotten), nun Sie wissen ja, was dann geschah, die Vögel, die vorher alle Welt wegen ihres Gesanges und ihrer Rockfarbe geliebt hatte, verwandelten sich in Angstvögel, wir zitterten aber nicht nur um die Vögel, wir stritten uns nicht nur um die Frage, ob die Geisteskrankheiten mit Kanarienextrakt geheilt werden sollten, wir sahen bald, daß es um unseren eigenen Extrakt ging, wir zitterten um unser Leben. Damals waren gerade Gespräche wegen einer Abrüstung im Gange, und so wie ich richtig vermutete, wenn man vom Frieden spricht, ist der Krieg nahe, so war es dann auch, der Krieg war nahe, der Angstvogelkrieg trat in sein erstes, zweites und drittes Stadium. Da noch nicht alle Wahnsinnigen geheilt waren, ließ einer den Hebel gehen, und die erste Bombe flog fort, natürlich war sie ein Blindgänger, aber dann ließ er die zweite gehen, natürlich war die zweite in Ordnung, mehrere hunderttausend Menschen starben auf der Stelle, andere weinten, schrien, wanden sich in Krämpfen, Hitler hätte seine Freude gehabt, aber er hätte nicht verstanden, daß es sich um Vögel handelte. Es war ein Fest für die Historiker, soweit sie noch am Leben waren, damals im Dreißigjährigen Krieg. Sie erinnern sich, das ist mein Leib, das bedeutet mein Leib, so brachten sie alles um, die Istmeinleibwahnsinnigen gegen die Bedeutemeinleibwahnsinnigen, sie zerstörten Europa bis auf den Grund, es mußte alles zerstört werden. Dies war die Ursache des Angstvogelkrieges: die einen wollten nicht, daß aus allen Kanarienvögeln Medizin gemacht würde, die anderen waren für die harten Tatsachen, sie wollten, daß es weniger Wahnsinnige gibt. Natürlich waren es, wie man sagen würde, die Bösen gegen die Guten oder die Kurzen gegen die Langen, die Hellen gegen die Dummen, aber so einfach ist es dann doch nicht. Sollen wirklich, frage ich die Zuhörerschaft, die Kanarienvögel, und es könnte natürlich und ich spreche mit einer gewissen wissenschaftlichen Autorität auch den Krammetsvögeln passieren —, sollen wirklich die Vögel den Menschen geopfert werden, und wie rechnet man es aus, ich meine, wenn man hier zu Ja sagt, ist ein Vogel soviel wert wie ein geheilter Wahnsinniger oder ist ein halber Vogel soviel wert wie ein Wahnsinniger. Die Sache wird aber noch komplizierter, wenn man an die vielen Arten der Geisteskrankheiten denkt. Dann verdichtet es sich einfach zu der Frage: wieviel Vogelleben würden Sie für die Heilung eines Falles von Manisch-Depressivem Irresein hergeben. Nun, es gibt Menschen, die alles hergeben, wie ich andeutete und andere, die nichts hergeben. Sie sehen, die Frage wird komplizierter je mehr man sich damit beschäftigt — und dies alles wegen einiger Angstvögel . . . .

WOLFGANG MAIER

Auswärts

I

da ist es und da
ein vertrocknetes weiches warmes
ein rotes ein weniger rotes ein blaues
etwas zum gucken zum stemmen zum erstenmal
nimm deine Kraft zusammen junges

ich flöße meine Hände wie Medizin ein
ich bespeichele unsinnige Stellen vielleicht den Punktpunkt
nimmt Proben von Hautschurf von Schuppen
reißt ein Haar aus ausprobiert es gegen die Sonne
schaut mit dem Kopf nach hinten durch die Beine

da ist ein rotes vertrocknetes
ein dumpfes Hohldröhnen selten Regen
ein Morgenkaffee im Viereckigen mit Schlangen
niemand sieht darauf wer Zöpfe hat mit Schafen
und roten Hosen die bildhübsch sind

sie reißt mit ihren Zehen das Land auf bis zum Meer
so jagt sie und zurück bitte nicht bitte
höchstens Schleimäpfel in Milchweiß mit Salz
mit dem Haus meiner Großmutter die davon ist mit Ziegen

ein dummes Breitgesicht ein schlappfüßiger Indianerfuß mit breitauseinander Zehen ein keine Angst
vor Schlangen nimm mich mit ich bin auch wer
alles davon Ausblicke unter zwei Fingern auf den Augen
unter dem bereitwilligen Anschlag von Winden

II

der sieht seine Augen
das sind zwei Wisente
dabei steht ein Pfeifengesicht
ein blondes weiches warmes
es geht vorbei an warm dunklem
klapp klapp heck hecktisches auf-
klappern da fließt es Leben vorbei
dieser Strom stößt aus er pulst
zweimal das in die Richtung anderes
bleibet am Rande so finden heute die
Fischfänger beim Fischfang nichts geht
über die Bordwand ein Beruf ein Blechblinken
dazu ist der Mond da er malt das Stöckel-
abklapper das Rollschuhkreischen malt das
hilf Herrgott

HERBERT HECKMANN

Die Metamorphosen des Herrn L.

Die Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen und Ereignissen dürften kaum zu vermeiden sein.

Es gibt Menschen, die bei bedrängten Gelegenheiten ihr Gesicht verlieren, andere jedoch besitzen die bemerkenswerte Begabung, sich immer wieder ein neues Gesicht zu verschaffen, just wie es der Bedarf ist. Ich bin kein geübter Menschenkenner und verfolge meinen Bekanntenkreis eher mit Wohlwollen als mit Psychologie: in einem Falle jedoch fühlte ich mich versucht, die seelischen Machenschaften genauer zu betrachten. Ich muß jedoch vorerst den Tatsachen den Vorrang geben, weil ich sie nicht in einem humanen Zusammenhang sehe.

Die Bekanntschaft mit Herrn L. verdanke ich meinem umsichtigen Onkel, der um mein berufliches Fortkommen besorgt, mich mit allerlei einflußreichen Persönlichkeiten bekannt machte, zu denen Herr L. zählte. Er war damals ein gutgekämmter Emporkömmling, der nach einem leidlich überstandenen Universitätsstudium — der Ehrgeiz ist nicht immer eine Muse — sich der Zeitung und der Kultur zugleich widmete. Wenn er einem die Hand reichte, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, er wolle Früchte von einem Baum schütteln. Damals, als ich zum ersten Mal seine fleischige Hand in der meinen fühlte, sprach er gern und laut über ein neues Deutschland, ein Thema, das um 1932 mit Leidenschaft diskutiert wurde. Er sollte sich nicht irren: seine Gedanken wurden 1933 zur Staatsidee. Ich verlor ihn aus den Augen: er reüssierte mit Hilfe seines stimmgewaltigen Charakters, wenn zwar mir mein Onkel, der einen unumstößlichen Gerechtigkeitssinn besaß, versicherte, 3 Jahre vorher hätte Herr L. noch in talmudischen Sprüchen geschwelgt, freilich mußte mein Onkel einräumen, war das kurz vor der Heirat mit einer reichen Bankierstochter. Die Ehe währte nahezu sieben Jahre, bis sich Herr L. scheiden ließ. Er besaß jedoch den Großmut, seiner Frau ins Ausland zu verhelfen, wobei er, was nicht zu leugnen ist, einiges riskierte. Er war jetzt Ende Dreißig, ein wenig beleibt, spärlich blond, nicht gerade das, was man rassig nennen könnte, aber ein Mann. Er ließ sich gern in Uniform sehen, die er mit Würde ausfüllte. Er liebte es, in Verurteilungssätzen zu reden, während er die linke Hand am Koppelschloß gleichsam verankerte. Ich erinnere mich noch gut an eine Begegnung mit ihm. Ich war damals Bibliothekar in Berlin und besuchte oft einen Kreis von Künstlern, die um den „Anforderungen des Tages" zu entgehen, sich als Landschaftsmaler und Idylliker betätigten, zu den letzteren möchte ich mich zählen. Diesem Kreis gehörte auch ein kleiner schwarzhaariger Bayer an, der Gottes freie Natur nicht als Alibi für die kritische Vernunft verstehen wollte. Er schrieb einen Brief an Herrn L., der damals eine hohe Kulturfunktion innehatte und bekannte unverblümt, wie es der Wahrheit allein steht, die derzeitige deutsche Kunst verhalte sich zu seinen Erwartungen von Kunst wie ein Kastrat zu einem Mann. Der aus dem Leben gegriffene Vergleich brachte die nationalen Gefühle von Herrn L. ins Wallen, der sich kurzerhand mit der deutschen Kunst identifizierte. Nicht genug, daß er eine emphatische Apologie schrieb, er brachte den jungen Maler auch ins Konzentrationslager.

Nach einer Kundgebung traf ich ihn leutselig mit einigen jungen Männern im Gespräch. „Herr St." sagte er, als er mich bemerkte. Schweiß stand auf seiner Stirn. „So geht es allen Flaumachern." Das war damals, um den unerfahrenen Leser aufzuklären, das deutsche Wort für Defaitist. Für einen Augenblick hatte ich Mitleid mit ihm, so sehr war er am Gängelband demagogischer Ideen. Sein rundlicher Kopf, der im Verhältnis zu dem gedrungenen Körper zu groß war, zitterte vor Aufregung. Jedoch war in seiner Haltung nicht zu verkennen, daß er stolz auf seine Rolle war.

„Ich meine es gut mit Ihnen", wandte er sich an mich. „Ihr Herr Onkel legte Sie mir damals ans Herz. Ich nehme diese Aufgabe sehr ernst." Seine familiäre Aufdringlichkeit stieß mich ab.

Man glaubt nur einen Bruchteil in dieser Welt, und meist ist gerade das ein Irrtum. Ähnliches wollte ich Herrn L. entgegenhalten, aber als ich seine Füße sah, die ein Standvermögen ohnegleichen verrieten, begnügte ich mich mit einem kurzen Abschiedswort.

Der Krieg brach aus, und ich hatte Gelegenheit, mein Vaterland zu verteidigen. Herrn L. sollte ich erst Ende 1943 wieder sehen — und zwar an der Front in Rußland. Er hielt kriegserbauliche Vorträge. In seinem Gesicht, so erklärte ich Freunden, sah ich die Geburtswehen einer neuen Gesinnung: es schien vergeistigt und nachdenklich, wie von einer Einsicht gezeichnet. Ich sollte mich nicht irren. Als ich im November 1944 verwundet nach Deutschland zurückkehrte, hörte ich von einem Bekannten, daß Herr L. sich plötzlich religiös interessiere und kein so martialisches Aufsehen mehr errege. In den letzten Kriegsmonaten heiratete er zum zweiten Mal und flüchtete illegal in die Schweiz, aus der er nach dem Zusammenbruch wieder nach Deutschland ausgewiesen wurde. Er war kahl geworden, jedoch voller jugendlicher Ideen. Er bewarb sich um einen Redakteurposten einer kleinen Provinzzeitung — und er erhielt ihn. Der Entnazifizierungsprozeß verlief glimpflich für ihn: seine erste Frau, die ihrer Verwandten wegen nach Deutschland gekommen war, trat für ihn ein. Er schrieb ein zerknirschtes Buch über sein Vorleben, eine Art Schlüsselroman, der jedoch weniger Bekenntnisse enthielt als Darlegungen seiner lauteren Motive. Langsam im Takte seiner Verinnerlichung gewann er wieder Boden unter den Füßen. Er wechselte an eine größere Zeitung über und schrieb Leitartikel über die menschliche Situation, nicht ungeschickt, man war durchaus geneigt, ihnen zuzustimmen.

Meine Verwundung machte mir in den ersten Nachkriegsjahren erhebliche Schwierigkeiten. Ich konnte nur mit Hilfe eines Stockes gehen, jedoch war ich glücklich, meinen alten Beruf wieder aufnehmen zu können: zwischen Büchern lebte ich wieder auf.

Über Herrn L. erfuhr ich hin und wieder, daß er sich sehr begehrt mache, aber erst 1949 konnte ich ihn selbst wieder sehen. Er hielt in der Volkshochschule einen Vortrag, den er mit einer leisen, innigen Stimme vortrug, daß ich nur einen Bruchteil verstand, aber schon das genügte, um mich schaudern zu lassen. „Wir alle haben gefehlt", begann er, und seine Physiognomie hatte etwas Kniefälliges an sich. Als ich ihm nachher gegenüberstand, betrachtete er mich mitleidig. „Hat Sie es auch erwischt?" Er sprach das „es" wie etwas Skandalöses aus. „Gott war damals in tausend Dämonen zersplittert." Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte. Auf meinem Stock gestützt, starrte ich ihn an, unfähig, mich auch nur eines Gedankens zu bemächtigen. Sein rundes, gesundes Gesicht war voller Ernst, eine Herberge großer Ideen. Er trug einen dezenten, dunklen Anzug, der ihm wie eine Uniform saß. Ich verabschiedete mich. „Wir sollten es anders machen", sagte er und legte seine dicke Hand auf meine Schultern. Ich mußte lachen, eine verzweifelte Lustigkeit überfiel mich. Beim Hinausgehen sah ich ihn bei einigen Damen stehen, mit verschränkten Armen kokettierend. Sehr lange hörte ich nichts über ihn, und ich war schon geneigt, zu glauben, ihm wäre etwas zugestoßen, denn es war ihm seit jeher stets gelungen, sich in den Vordergrund zu schieben — und just in dem Augenblick, in dem meine Mutmaßungen schon fast das Phantastische streiften, machte er wieder von sich reden. Ein Genie an Auftritt. Wieder war es ein lärmendes Buch, dessen Tendenzen ohne Zweifel bona fide waren. Was heißt hier bona fide. Das Verlangen nach Leben und Gesundheit ist dem Menschen in seine Natur gepflanzt. Man tanzt nach der Flöte des Glücks. Das Buch trug den schlichten Titel: Das Morgengrauen. Ich las es mit zweifelndem Bedacht und mußte zustimmen. Es hatte die allgemeine Wahrheit erreicht, die grundsätzlich ist und unausweichlich. Kurzum: es war nichts Neues, aber mit Herz geschrieben, denn er wollte es nicht nur an den Mann bringen, sondern auch an die Frau. Manch einer erinnerte sich an andere Ergüsse des Herrn L., aber er hatte die Rechnung ohne die Motive gemacht: die Motive des Herrn L. waren seit jeher rein, sie galten dem Menschen. Die Weltgeschichte ändert sich, aber der Mensch nicht. Herr L. spielte die erste Geige der guten Sache. Er hat ein Anliegen, als wäre die Menschheit eine Frau mit offenen Armen.

Man hörte von einer neuen Heirat mit einer jungen, schönen Frau. Die zweite Ehe hatte nur drei Jahre bestanden. Es bestand kein Zweifel: Herr L. ging mit der Jugend. 1955 sah ich ihn in Berlin auf einer kulturellen Tagung. Sein Auftreten war jovial, sein Anzug modisch, fast ein wenig salopp. Er brillierte in den Nachlässigkeiten einer Persönlichkeit. Als er mich bemerkte, rief er aus: „Sie leben ja immer noch." Er war unterdes um die Sechzig. Seine Augen zuckten nervös. Ich sei auf dem richtigen Weg, versicherte er mir, als ich mich von ihm verabschiedete. Er zögerte noch, als wolle er mich beschenkt wissen und sprach in Merksprüchen hinter mir her. Ich sei ein Defaitist, beklagte er sich später bei Bekannten. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah, den pyknischen Kopf mit den glänzenden Augen. Jeder Zoll eine Persönlichkeit. Überall, wo man über ihn sprach, hörte ich das Bekenntnis: „Er hat ein gewichtiges Wort mitzureden."

Aber seien wir ehrlich, die einzige Genialität, die er, freilich in einem hohen Maß, besaß, ist die Selbstschätzung.

Zu den Autoren

HANS ARP, Meudon, schickte uns das unveröffentlichte Gedicht „Die Teller" für die vorliegende Sondernummer des DISKUS. Er schrieb in seinem begleitenden Brief: „Ich hoffe, daß Ihre Kollegen sich nicht abhalten lassen werden, auf den Tellern zu fuhrwerken, sondern im Gegenteil, leicht herausgefordert, mit hundertfachem Appetit vor den Tellern ihren Mann stellen werden."

PETER HAMM, jetzt Ulm, bittet uns um den Hinweis, daß er am 11. Mai im Frankfurter Kunstkabinett eigene Texte lesen wird.

RICHARD HUELSENBECK, als Charles R. Hulbeck, M.D., heute am Central Park West in New York wohnend, überließ uns freundlicherweise per Einschreiben den Beginn seines Monolog-Einakters „Die Angstvögel". „Die Angstvögel" werden demnächst von der Berliner „Gruppe der Vier" uraufgeführt werden.

JÜRGEN MORSCHEL, München, ist Mitherausgeber der studentischen Zeitschrift für bildende Kunst und Dichtung „nota".

HERMANN PIWITT, ebenso wie WOLFGANG MAIER, seit kurzem an der FU Berlin studierend, legt Wert auf den Hinweis, daß seine Prosa „Liegende Männer III" Auszug aus einer größeren Arbeit ist. „Liegende Männer I" hat der DISKUS im Oktober 1959 veröffentlicht.

ABISAG TÜLLMANN, Frankfurter Fotografin, ist in dieser Nummer auf den Seiten 6, 8, 10, 11 und 23 vertreten. Wir werden ihr in einer der nächsten Nummern einen Beitrag widmen.

WOLFGANG ZAPF, in dieser Ausgabe mit dem Beitrag „Literatur und Soziologie" vertreten, ist auch der Autor der Studie über Dichtung und Massensport, die im DISKUS vom Februar 1960 bedauerlicherweise ungezeichnet, unter dem Titel „Der Dichter steht abseits", veröffentlicht wurde.

Foto: Abisag Tüllmann

Fünfzehn Jahre Wiederaufbau

Von Trümmern zu Neubauten / Frankfurts Universität veränderte ihr Gesicht

Von unserem Redaktionsmitglied
Peter-Klaus Iden

Auf einem der Bilder dieser Seite weist ein schmales Schild neben dem zerstörten alten Haupteingang der Johann Wolfgang Goethe-Universität bescheiden daraufhin: Universität. Ein allerdings nicht überflüssiger Hinweis in jenen Tagen; denn die Bomben des Krieges hatten den Gebäudekomplex der Universität nicht verschont. Was nach dem Sturm blieb, waren Ruinen, einsturzgefährdete Treppenhäuser, zerstörte Hörsäle und Hallen, von denen man einzelne notdürftig instand setzte, um einen Lehrbetrieb, wenn auch in nur begrenztem Umfange, wieder aufzunehmen. Neben Trümmern war immerhin die Bereitschaft geblieben, neuanzufangen.

So begannen mit dem Eintreffen der ersten Studenten auch die Planungen für neue Gebäude und die Reparaturen an den noch vorhandenen. Die ersten Studenten nach dem

1960 — Die Biologischen Institute der Universität Frankfurt am Main nach dem Wiederaufbau

Kriege saßen auf Steintreppen, Trümmerteilen und losgerissenen Holzplanken in Sälen und Räumen, deren Decken jederzeit einzustürzen drohten.

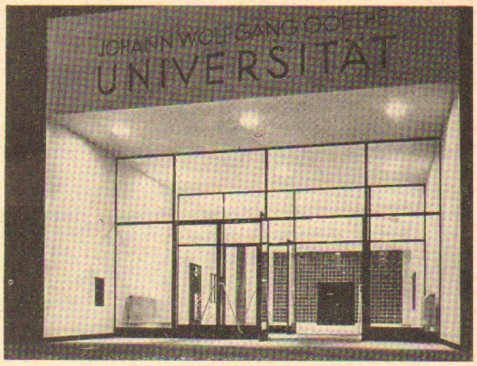
In den verstrichenen fünfzehn Jahren hat sich manches geändert. Die jungen Studenten von 1960 finden eine Vielzahl neuer Gebäude und Hörsäle vor, die sie vergessen lassen, daß das nicht immer so gewesen ist. Die Bilder, die wir auf dieser Seite veröffentlichen, sind als Abschnitte der gesamten Entwicklung kennzeichnend für das, was unter Mitarbeit vieler Stellen getan wurde, um Dozenten- und Studentenschaft eine angenehme Arbeitsumgebung zu verschaffen. Unsere Aufnahmen zeigen, wie es einmal begann und wie es heute wieder aussieht. Das ist nicht unbedingt

1945 — Der Zoologiebau

ein Grund, sich selbst unablässig zu loben oder zeigen zu wollen, wie eben der Deutsche schlechthin fleißig, strebsam und erfolgreich sei. Denn es gibt da noch viel zu tun, und keiner weiß das besser als die Leute, die daran gearbeitet haben.

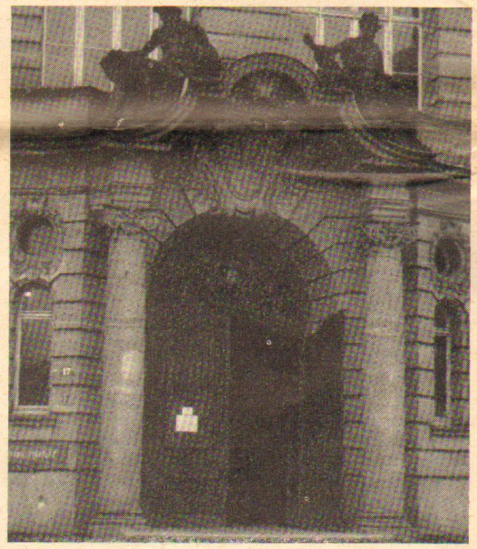
Wenn man die Entwicklung der deutschen Hochschulen überblickt, so kann man auch das rein Äußerliche nicht außer acht lassen. Freilich ist die Tradition und die Geschichte einer Universität mehr als nur eine Geschichte ihrer Gebäude, aber trotzdem läßt sich das Ideal der unter schattigen Bäumen im Gespräch wandelnden Philosophen nicht immer verwirklichen. Man braucht gerade heute, in einer Zeit stärksten Massenandrangs auf unsere Universitäten, gewisse, rein technische und organisatorische Voraussetzungen, um wissenschaftliche Arbeit überhaupt zu ermöglichen.

Die Bautätigkeit an der Universität in Frankfurt stand von Anbeginn unter der Leitung von Dipl.-Ing. Ferdinand Kramer, dem Direktor des Universitätsbauamtes. Nach den Reparaturen am Universitätshauptgebäude, mit denen der Wiederaufbau begann, wurden die ersten Neubauprojekte diskutiert. Dabei erhob sich bereits zu diesem Zeitpunkt die Frage, ob es überhaupt zweckmäßig sei, das Universitätsviertel an der alten Stelle zu erweitern, oder ob man nicht vielmehr eine Verlegung in ein Randgebiet der Stadt — die Gründung einer Art Cité Universitaire — vorziehen solle. Man hat damals den Plan einer solchen abgesonderten Universität fallengelassen, wobei allerdings dahin gestellt bleibt, ob nicht anders entschieden worden wäre, hätte man den Andrang, den die Hochschulen heute erleben, voraussehen können. Innerhalb einer Stadt selbst ist der Baugrund in der Regel begrenzt. Wird dann eine weitere Vergrößerung unumgänglich, beginnt ein Kleinkrieg ohnegleichen mit den Eigentümern der Grundstücke, die als Baugrund für die Universität interessant sind. Es kommt dann der Zeitpunkt, zu welchem die Möglichkeiten erschöpft sind, und neue Projekte nur noch in einiger Entfernung vom eigentlichen Universitätsgelände entstehen können. Eine weitverzweigte Anlage läßt sich leichter in das Stadtganze integrieren; das Verhältnis Bürger — Universität wird dadurch vielleicht besser, da der Einwohner der Großstadt gewöhnlich eine Art Scheu zeigt gegenüber einem abgeschlossenen und vielleicht abseits gelegenen kompakten Universitätsviertel; für die Arbeit selbst aber ist es vorteilhafter, wenn die wichtigsten Gebäude möglichst nahe beieinander liegen, und ein schneller Verkehr zwischen den einzelnen Teilen des gesamten Komplexes möglich ist.



Der Haupteingang heute —

Als erste Neuanlagen entstanden das Amerika-Institut, das Institut für Sozialforschung und die Studentenwohnheime Jügelstraße und Bockenheimer Warte; weiter das Pharmazeutische Institut und das Institut für Lebensmittelchemie in der Gegend der Universitätsklinik. Für die Mediziner kam ein Anatomisches Institut hinzu, und die Naturwissenschaftler erhielten Kernphysikalische Institute mit einem Reaktor, für die Philosophen entstand der fensterlose „Philosophenbunker" als Westflügel des Haupthörsaalgebäudes. Reparaturen und weitgehende Umbauten fanden außerdem statt am Chemischen Institut, am Institut für Animalische Physiologie und am Pharmakologischen Institut. Zur Vollständigkeit dieser Aufzählung fehlt noch der Neubau des Geologischen Institutes sowie die Anlage des Bio-



— und damals

logischen Camps und Botanischen Gartens und eines Fernheizwerkes. In der Gräfstraße entsteht im Augenblick ein Seminargebäude der Philosophischen Fakultät, und mit dem Baubeginn der langerwarteten und umstrittenen Neuen Mensa an der Ecke Bockenheimer Landstraße — Senckenberganlage ist in diesen Tagen ebenfalls zu rechnen. Am Beethovenplatz wächst das Walter-Kolb-Studentenhaus und ein mathematisches Seminargebäude ist ebenfalls im Werden.

Hinter all diesen Erfolgen steht ein großes Maß an Einsatz und persönlicher Anstrengung, wohl auch das ehrliche Bestreben, den Wünschen der Studenten in jeder möglichen Form Rechnung zu tragen. Immer wieder galt es, verschiedene Parteien auf einen gemeinsamen Weg zu bringen, verschiedene Auffassungen von einer Sache zu einer einheitlichen Idee umzuformen. Es ging nicht immer ohne Reibereien zwischen den verschiedenen Stellen ab, aber schließlich — und das ist entscheidend — hat man sich immer geeinigt.

Die Universität: Heimat für viele

Heute an einer Universität einen Neubau zu planen, erfordert eine Fülle fundamentaler Überlegungen. Das Hauptgewicht liegt dabei zweifellos auf der Frage nach der Funktion einer Universität über die wissenschaftliche Arbeit hinaus. Bei allen anfallenden Planungen darf der große jährliche wachsende Andrang zu unseren Universitäten nicht außer acht gelassen werden. Hier liegt für die Planung die Auf-

Grußwort zum Jubiläum des DISKUS

Die Sondernummer anläßlich des zehnten Erscheinungstages unserer Frankfurter Studentenzeitung fordert zu einem besonderen Grußwort auf. Gewiß ist dieses Jubiläum Anlaß zu feierlicher Würdigung genug. Aber eine Würdigung insbesondere erheischt der Geist der Toleranz, um den der DISKUS mit wechselvollem Geschick sehr bemüht war und aus dessen Perspektive sich so vieles mit Gelassenheit betrachten läßt, was sonst dem Spiel der Affekte anheimzufallen pflegt. Inmitten des studentischen Pressebetriebs mit seiner Gespaltenheit in Cliquen und Claquen, die allem und jedem unduldsam und unkollegial gegenüberstehen, erstrebte der DISKUS jene Sicherheit, die es nicht nötig hat, die geistige Auseinandersetzung durch Parteihaß zu trüben. Das bedeutet nicht, daß es der DISKUS vermieden hat, Stellung zu beziehen.

Die Frankfurter Studentenschaft darf erwarten, daß sich ihre Studentenzeitung weiterhin als publizistisches Organ der ganzen Studentenschaft begreift und ihre so verstandene Unabhängigkeit gegen jeden anderen Einfluß von innen und außen verteidigt. Bei der pluralistischen Gespaltenheit der heutigen Studentenschaft muß jeder Versuch, den DISKUS an einem vorgegebenen weltanschaulichen oder politischen Weltbild zu orientieren, von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Allerdings gibt es eine gemeinsame Basis der Überzeugung und des Handelns, die durch die Irrwege der jüngsten Vergangenheit nur noch stärker geworden ist. Ihr sollte der DISKUS verpflichtet bleiben.

gez. stud. phil. Alexander Gockel
1. AStA-Vorsitzender
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main
z. Z. Helsinki